

**Klaus-Dieter Aliche: Lexikon der jüdischen Gemeinden im deutschen Sprachraum.** Bd. 1: Aachen – Groß-Bieberau. Bd. 2: Großbock – Ochtendung. Bd. 3: Ochtrup – Zwittau. Gütersloher Verl.-Haus. Gütersloh 2008. VIII S., 4680 Sp. ISBN 978-3-579-08035-2. (€ 128,-)

Das großformatige Lexikon bietet Kurzbeschreibungen von mehr als 2 000 jüdischen Gemeinden, die es um 1900 gegeben hat. Den geografischen Schwerpunkt bilden die Kultusgemeinden auf dem Gebiet der Bundesrepublik Deutschland. Daneben werden Orte in Österreich, der Schweiz und auf jetzigem französischem, polnischem und tschechischem Staatsgebiet berücksichtigt, darunter auch solche, deren Bevölkerungsmehrheit nicht deutschsprachig war.

Klaus-Dieter Aliche hat in zwölfjähriger Arbeit mehr als 3 000 Publikationen und zahlreiche Fotos und Faksimile-Abbildungen aus Periodika herangezogen, um in diesem Nachschlagewerk grundlegende, nach festem Schema aufbereitete historische Sachverhalte zur Entstehung und Entwicklung der jeweiligen Gemeinde, zu ihrer Demografie, zu den verfügbaren Kultuseinrichtungen wie Friedhof, Synagoge, Mikwe, Schule und zum abrupten Ende des Gemeindelebens in der Zeit des Nationalsozialismus zu vermitteln. Unzählige Auszüge aus Aktendokumenten und Zeitungsausschnitten geben auf anschauliche Weise den Originalton der Quellen wieder. Im Fall der deutschen Orte gibt es zusätzlich noch Angaben zu den Entwicklungen nach 1945 und den bis heute überlieferten Zeugnissen eines regen jüdischen Gemeindelebens, u.a. zu Mahnmalen und Gedenktafeln. Obwohl seit Ende des 20. Jh. jüdisches Leben in mehreren deutschen (Groß-)Städten wieder begonnen und sich neu entfaltet hat, wird hier doch auch deutlich, dass in den allermeisten Fällen – vor allem in den jüdischen kleinstädtischen Gemeinden und Landgemeinden – das Zerstörungswerk unter dem Nationalsozialismus endgültig war. In den ersten zwei bis drei Jahrzehnten nach dessen Ende blieb das Interesse an den Spuren der jüdischen Geschichte vor Ort in Deutschland denkbar gering.

Entstanden ist somit ein beeindruckendes Denkmal für die jüdischen Gemeinden im deutschen Sprachraum und ein Mahnmal für das deutsche Judentum, das zugleich der Zukunft zugewandt ist – denn es soll helfen, noch vorhandene „Spuren zu entdecken, Vergessenes wieder zum Vorschein zu bringen und daraus zu Kenntnissen und Erkenntnissen zu gelangen“ (S. VII).

Der Vf. erhebt freilich nicht den Anspruch, eine vollständige, wissenschaftlichen Kriterien entsprechende Darstellung vorzulegen. Diese müsste zum einen den gesamten (ehemals) deutschsprachigen Raum umfassen, also auch Gemeinden, die im heutigen Belgien, in Südtirol, der Ukraine und mancherorts in Südosteuropa beheimatet waren. In den Angaben zur weiterführenden Literatur werden für die heute außerhalb Deutschlands liegenden Orte in Ostmitteleuropa die neueren Publikationen in den Landessprachen kaum berücksichtigt (siehe etwa die 259 Artikel zu Gemeinden im Westen und Norden des heutigen Polens). Insgesamt sollten die ostmitteleuropäischen Gemeinden ausführlicher beschrieben werden, um ihr demografisches Gewicht stärker zum Ausdruck zu bringen, und an manchen Stellen müssten wichtige Informationen ergänzt werden, etwa im Eintrag zu Kattowitz, dass dort 1912 die religiöse Partei Agudas Jisroel gegründet wurde. Überhaupt wären mehr Informationen zu den sozialen, kulturellen und politischen Einrichtungen, Vereinen und Initiativen wünschenswert, die mit dem jeweiligen Ort verbunden waren, sowie eine noch größere Zahl an biografischen Angaben zu bedeutenden Einzelpersonen. Eine solche

Ausweitung ließe sich freilich nur mit erheblich größerem Aufwand durchführen, da sie ein vielköpfiges Autoren- und Herausgebergremium erfordern würde.<sup>1</sup>

Jeder Artikel wird durch Literaturhinweise abgeschlossen. Angereichert wird das Lexikon durch ein Glossar und eine Übersicht der genannten Gemeinden einschließlich der meisten Ortsteile, die früher selbstständig waren und eine eigenständige jüdische Gemeinschaft beherbergten. Auf ein Register der Personen und Institutionen wurde leider verzichtet.

Marburg

Klaus-Peter Friedrich

<sup>1</sup> Siehe etwa zuletzt GERSHON DAVID HUNDERT (Hrsg.): *The YIVO Encyclopedia of Jews in Eastern Europe*. Vol.1-2, New Haven u.a. 2008, und aus Israel SHMUEL SPECTOR (Hrsg.): *Encyclopedia of Jewish Life before and during the Holocaust*. Vol. 1-3, New York 2001, die auch in einer Langfassung auf Hebräisch vorliegt.

**Robert von Lucius: Drei baltische Wege.** Litauen, Lettland, Estland – zerrieben und auf-erstanden. Mitteldeutscher Verlag, Halle (Saale) 2011. 206 S., zahlr., teilw. farb. Ill. ISBN 978-3-89812-822-3. (€ 22,90.)

Als einen historisch und kulturell uralten Teil Kerneuropas, der lange „abgeschnürt“ (S. 7) worden sei, bezeichnet Robert von Lucius gleich im ersten Satz seines Vorwortes die drei baltischen Staaten. Dadurch wird seine Sympathie und Verbundenheit mit diesen sofort deutlich. Das Buch bietet nicht nur eine informative und umfassende Darstellung der Geschichte aller drei baltischen Staaten, sondern schildert auch die aktuelle Situation in dieser interessanten Region des nordöstlichen Europas aus eigener Erfahrung.

Das in acht große Abschnitte gegliederte Werk beginnt mit drei Kapiteln zur Geschichte Litauens, Lettlands und Estlands. Dabei gelingt es L. bereits, den gerade in Deutschland so beliebten Begriff des „Baltikums“ ad absurdum zu führen und stattdessen deutlich zu machen, dass sich diese drei Staaten und Völker nicht nur in Sprache und Religion, sondern auch in ihrem Selbstverständnis grundlegend voneinander unterscheiden. In kurzen Kapiteln werden – in einem lockeren, aber seriösen journalistischen Stil – historische Abläufe und ihr Bezug zur Gegenwart vorgestellt. Bereits hier spürt der Leser auch die tiefe Sympathie des Autors für die von ihm analysierten Länder. In zwei weiteren Abschnitten beschreibt er die deutschen und jüdischen Spuren der Region. So wird zum Beispiel aus der fast 700jährigen deutschen Vergangenheit eine „starke deutsche Tradition Estlands“ (S. 124) abgeleitet, die tatsächlich vor Ort spürbar und sichtbar ist. In journalistisch-kritischer Weise setzt der Autor sich jedoch auch mit dem vorausseilenden Gehorsam litauischer Freiheitskämpfer bei der Ermordung der litauischen Juden seit 1941 auseinander. In den letzten drei Abschnitten werden dann eher aktuelle Fragen wie der Widerstand von Künstlern in der UdSSR sowie die Lasten der sowjetischen Vergangenheit für die Entwicklung der drei Länder als Mitglieder der Europäischen Union diskutiert.

Insgesamt ist das Buch, das sich zum Teil aus bereits in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* publizierten, aber aktualisierten und überarbeiteten Artikeln zusammensetzt, sehr gut recherchiert und höchst aktuell. Dennoch fallen dem aufmerksamen Leser einige Fehler und Ungenauigkeiten auf, welche die Freude bei der Lektüre etwas schmälern. So starb der Vater des ehemaligen estnischen Staatspräsidenten Lennart Meri, Georg Meri, keinesfalls „1983 in einem russischen Lager“ (S. 107), sondern wurde vielmehr während des Zweiten Weltkrieges mit der Familie nach Sibirien deportiert, von wo er aber lebendig zurückkehrte und bis zu seinem Tod 1983 friedlich in Tallinn lebte. Auch wird die estnische Nationalflagge manchmal richtig als blau-schwarz-weiß (S. 98), an anderer Stelle jedoch fälschlich als blau-weiß-schwarz (S. 102) beschrieben, ein feiner Unterschied, der jedoch für die Esten von Bedeutung ist. Als besonders traurig empfand der Rezensent, dass die estnische Sprache im Buch an mehreren Stellen in verzerter Rechtschreibung erfolgt. So wird z.B. aus dem schönen ersten Satz der estnischen Hymne *Mu isamaa, mu õnn ja rõõm!*

(Mein Vaterland, mein Glück und meine Freude!) ein verstümmeltes „Mu isamaa, mu onn ja room!“, was im digitalen Zeitalter mit Sonderzeichensätzen nicht mehr geschehen muss.

Dennoch stellt das Buch eine empfehlenswerte Lektüre für alle an den drei baltischen Staaten Interessierten dar. Gerade für den nicht einschlägig historisch und politisch vorgebildeten Leser ist das Buch eine sehr schöne Einführung in die Besonderheiten dieser interessanten Region im Nordosten Europas. Da das Buch auch farbig bebildert ist, erhält man vielseitige Eindrücke, die z.B. zu einer Urlaubsreise motivieren können oder einfach helfen, ein Verständnis für die Menschen aus diesen Ländern zu entwickeln.

Erfurt

Ralph Michael Wrobel

**Uwe Rada: Die Memel.** Kulturgeschichte eines europäischen Stromes. Siedler. München 2010. 366 S., 27 Ill., Kt. ISBN 978-3-88680-930-1. (€ 19,85.)

Kulturgeschichtlich-literarische Stadt- oder Landschaftsbeschreibungen haben Konjunktur. Sie sollen ein akademisch-intellektuelles Publikum mit dem Gegenstand vertraut machen und aktuelle Bezüge herstellen. Diesen Ansatz verfolgt auch Uwe Rada in dem vorzustellenden Buch über die Memel.

Dabei geht R. im ersten Kapitel zunächst auf den erinnerungspolitischen Umgang mit Ostpreußen in den beiden deutschen Staaten ein, wobei er in einer für den deutschen Leser durchaus interessanten Volte auch den polnischen Verlust an „Ostgebieten“ thematisiert. Daraus ergibt sich, dass das zweite Kapitel den „alten und neuen Grenzen an der Memel“ gewidmet ist. Im anschließenden Abschnitt geht es um die „Literatur an der Memel“, wobei Dichtern wie Johannes Bobrowski oder Adam Mickiewicz die Reverenz erwiesen wird. Sehr anregend erscheint in diesem Zusammenhang die Beobachtung, dass die am Fluss entstandene Poesie und Prosa „den Sprung in die Städte“ nicht „vollbracht“ habe. Davon ausgehend endet das Kapitel mit einem gelungenen Schlussakkord: „So bleibt die Memel auch in ihrer Literatur ein Strom der Natur, der die Städte eher streift, als dass er sich in ihnen aufhält“ (S. 75).

Weiter geht es mit einem geografischen Abschnitt, der den Lauf des Flusses porträtiert. Natürlich dürfen auch die preußische Königin Luise und ihr Treffen mit Napoleon nicht fehlen, zumal diese Begegnung im Zusammenhang höchster Diplomatie stattfand: Ein (französischer) Kaiser und ein (russischer) Zar trafen sich auf zwei Flößen auf der Memel – und als Zaungast ein weitgehend machtloser (preußischer) König. Von den Imperatoren führt der Weg zu Herzögen und (Groß-)Fürsten, die die Flussregion ebenfalls (mit)geprägt haben. Schließlich wird mit der Überschrift „Ludendorff und Piłsudski“ die Zeit der großen Auseinandersetzungen des 20. Jh. angesprochen. Das nächste Kapitel gilt der jüdischen Geschichte der Memel, und R. hat ein wichtiges Typikum bereits in den ersten Sätzen eingefangen: „Anders als Deutsche, Litauer, Weißrussen und Polen lebten die Juden auch nicht nur an einem Abschnitt der Memel, sondern ließen sich überall zu Seiten ihres fast tausend Kilometer langen Laufes nieder. So ist die Memel vor allem ein jüdischer Strom gewesen“ (S. 185). Die anschließenden Ausführungen erlauben dem Leser einen Blick in die im Holocaust vernichtete jüdische Lebenswelt des Shtetl. Von den Ghettos und Massenverbrechen führt der Weg zurück an den Fluss, dem nun die Aufmerksamkeit als Wasserstraße gilt. Natürlich geht es um den literarisch verfestigten Mythos der Holzflößerei auf dem Strom. Gegen Ende des Buches rückt das für diese Region als Zäsur zu bezeichnende Jahr 1945 in den Vordergrund. Das Kaliningrader Gebiet, die Geschichte der litauischen und der weißrussischen Sowjetrepublik werden unter der treffenden Überschrift „Dreimal Sozialismus. Die sowjetische Memel“ (S. 243) vorgestellt. Als Ausklang führt der Autor die Leser in die immer noch weiten Wälder, nach Memel (Klaipėda) und in das litauisch-polnisch-weißrussische Dreiländereck.

Durchsetzt mit vielen Zitaten und durch Erkundungen vor Ort fühlt sich der Leser oft an einen literarischen Reiseführer und weniger an eine Kulturgeschichte erinnert. Manchmal verliert sich der Stil zudem allzu sehr im Umgangssprachlichen: „Kaum in Druskinin-

kai angekommen, werfen wir die Rucksäcke aufs Hotelbett, kurz noch ein Blick auf die Karte, dann rauf auf die Räder und in die Pedale getreten“ (S. 87). Aus diesen Sätzen wird deutlich, dass sich der Autor dem Fluss auf einer Fahrradtour genähert hat, und in dieser exakten Autopsie liegt auch der Grund, dass immer wieder Gegenwärtiges mit Vergangenen verbunden wird. Manchmal sind diese Wechsel sehr abrupt, und man wäre dankbar gewesen, wenn Gedankengänge, an denen R. gerade Interesse geweckt hat, noch weitergeführt und vertieft worden wären. Auch der ein oder andere stilistische Fehlgriff findet sich: „Der Friede von Tilsit gehört seit diesen Tagen im Juli 1807 zu der Stadt an der Memel wie der berühmte Käse, der heute noch hergestellt wird“ (S. 108). Anzumerken sind zudem einige historische Schwächen: Den 1923 von Kaunas aus initiierten „Aufstand“ im Memelgebiet als Reaktion auf den Verlust des Vilniusgebietes an Polen zu interpretieren (S. 177, 212), ist von der Forschung schon lange zurückgewiesen worden. Ganz im Gegenteil war der litauische Griff nach Memel mit der deutschen Seite abgesprochen worden, die eine litauische Präsenz in der Stadt einer polnisch-französischen Ägide bei weitem vorzog. Die *Taryba* erklärte Litauen am 16. Februar 1918 keineswegs zur „unabhängigen Republik“ (S. 172), sondern sprach von einem auf demokratischen Grundlagen basierenden unabhängigen Staat, dessen Staatsform eine Nationalversammlung bestimmen sollte.

Insgesamt gesehen wird das Buch jedoch zweifellos seinen Weg gehen und hoffentlich vielen, die sich für diese historisch immer umstrittene, durch eine besondere Art des Zusammenlebens verschiedener Ethnien charakterisierte Region interessieren, einen ersten anregenden Kontakt mit den Ereignissen und Kulturen am Lauf der Memel vermitteln.

Lüneburg

Joachim Tauber

**Hans Georg Thümmel: Greifswald – Geschichte und Geschichten.** Die Stadt, ihre Kirchen und ihre Universität. Schöningh. Paderborn u.a. 2011. 306 S., Ill. ISBN 978-3-506-76720-2. (€ 29,90.)

Hans Georg Thümmel, der selbst seit 60 Jahren zunächst als Student und zuletzt als Professor für Kirchengeschichte, Christliche Archäologie und Geschichte der Kirchlichen Kunst mit Greifswald und speziell der Ernst-Moritz-Arndt-Universität verbunden ist, hat ein detailreiches, 800 Jahre umfassendes Bild der Greifswalder Stadtgeschichte gezeichnet. Die „Universitäts- und Hansestadt Greifswald“ (so die aktuelle Selbstbezeichnung) ist inzwischen 762 Jahre alt (Stadtgründung 1250) und blickt auf eine wechselvolle Historie zurück. Der Vf. beginnt mit der Vorgeschichte der Stadt im 12. Jh. und der bedeutsamen Gründung des Zisterzienserklosters Eldena im Jahr 1199 und endet mit der gerade für die Universität schwierigen Phase der Wendezeit 1989/90. In einem kurzen Ausblick spannt er schließlich den Bogen bis in die ersten Jahre des 21. Jh., die von einem Wiederaufleben der Stadt und Universität sowie umfangreichen Sanierungs- und Neubaumaßnahmen geprägt sind.

Das Buch gliedert sich in verschiedene, chronologisch aneinander anschließende Abschnitte, die Einzelaspekte und Epochen der Stadtgeschichte thematisieren, in ihren Überschriften den Leser aber zugleich die Grundzüge der städtischen Entwicklung durch die Jahrhunderte zügig erfassen lassen („Die Anfänge“, „Stadt und Universität bis zur Reformation“ [...] „Greifswald unter preußischer Herrschaft“, „Die Diktaturen“ [...]). Die jeweiligen Unterkapitel behandeln teilweise auf einigen wenigen Seiten ausgesuchte, am Interesse des Autors orientierte Geschichten – etwa über den Croy-Teppich, eine im 16. Jh. von Herzog Philipp I. von Pommern-Wolgast in Auftrag gegebene Tapisserie, die dessen Familie und diejenige seiner Frau, Maria von Sachsen, sowie als Hinweis auf die 1534/35 in Pommern erfolgte Reformation Martin Luther, Johannes Bugenhagen und Philipp Melancthon zeigt (S. 84 ff.). Ein anderes Beispiel ist das Schicksal des Kirchturmes von St. Nikolai, der größten Greifswalder Kirche. In einem Sturm ist der Turm abgestürzt, er „zerstörte zugleich die ganze Kirche, indem ihre beiden Wände in die Mitte der Kirche und auf

den Friedhof nach Süden und Norden auseinandergesprengt wurden“ (S. 118, zitiert aus dem Dekanatsbuch der Artistenfakultät).

Kleine Fehler fallen dem Leser ins Auge, etwa das in der Jahresangabe verdrehte Ende des Großen Nordischen Krieges 1721 („1700-1712“, S. 120) oder auch an wenigen Stellen vergessene Buchstaben oder Wörter („Eine Visitation unter König Gustav III. sollte dem Verfall der Universität [entgegen]steuern.“, S. 152). An einigen Stellen erschließt sich der Sinn der Aussagen nur dem Ortskenner, etwa wenn ohne weitere Erklärung oder Abbildung von einem „fragwürdigen Wandbild“ in der Lappstraße (S. 240; das Bild visualisiert Ausschnitte aus der Greifswalder Geschichte – so werden u.a. der Bürgermeister und Universitätsgründer Heinrich Rubenow, Caspar David Friedrich und die Klosterruine Eldena abgebildet) oder von der Beheizung Greifswalds mit Abwärme aus Lubmin die Rede ist (S. 239; erst zwei Seiten später erfährt der Leser, dass in Lubmin ein Atomkraftwerk in Betrieb gewesen ist). Die knapp 40 Abbildungen vermitteln einen Eindruck von einigen bekannten Ecken Greifswalds (Markt, Klosterruine, Wiecker Brücke), sind aber in der technischen Umsetzung etwas dunkel, so dass gerade ältere Bilder (Abb. 37) oder Innenaufnahmen (Abb. 19, 24) vergleichsweise schwer zu erkennen sind. Etwas irritierend ist zudem, dass ein Hinweis auf den 17. Juni 1953 fehlt (Ereignisse in zeitlicher Nähe, wie die Auseinandersetzung mit Stalins Tod im Frühjahr 1953 und Proteste gegen die Schließung der Medizinischen Fakultät bzw. deren Umwandlung in eine rein militärische Ausbildungseinrichtung 1955, werden hingegen ausführlich beschrieben), und sei es nur mit der Aussage, dass es in Greifswald ruhig geblieben ist.

Abgesehen von diesen kleinen Schwächen sind die Geschichten aus Greifswalds Geschichte nicht nur informativ und lesenswert, sondern teilweise auch amüsant. So erfährt der Leser beispielsweise von Herzog Philipp Julius von Pommern-Wolgast, dass dieser „ständig hoch verschuldet [war] und versuchte, auf allen geraden und krummen Wegen zu Geld zu kommen“ (S. 98). Seine Mutter, Herzogin Sophia Hedwig, lebte ebenso in „kärghlichen“ Verhältnissen. Sie bat ihren Sohn um Hilfe bei der Auslösung als Pfand einbehaltenen, reparierter Schuhe bei einem Schuhmacher. Philipp Julius – selbst offensichtlich schlecht bei Kasse – verwies seine Mutter jedoch an einen Greifswalder Ratsherrn, der noch Schulden am Wolgaster Hof hatte und die Rechnung übernahm. Es folgt ein Hinweis auf einen zweiten Fall: „Als der Fischer Zickermann wegen Totschlags in die Konkurrenz zwischen herzoglichem und städtischem Gericht geriet und schließlich 1608 schnell von letzterem hingerichtet wurde, was zur Fehde mit dem Herzog führte, vermittelte die Herzogin. Als Honorar für die Vermittlung forderte sie von der Stadt zunächst, diese möge ihre Schulden bei dem Schuhmacher König bezahlen“ (S. 98). Ein anderes Beispiel ist der Poesieprofessor Markus Bernhardinus, der „eine Greifswalderin besonderer Art [...] mit einem Poem beehrt [hat], seine ermordete Katze“. Der Titel des Werkes lautet: „Auf meine Katze, die wegen ausschweifender und nächtlicher Liebesabenteuer von ihren Artgenossen zerrissen wurde.“ (S. 117 f.)

Mehrfach kritisch äußert sich der Autor in den letzten Kapiteln des Buches, die die von ihm selbst erlebte DDR-, Wende- und Nachwendezeit betreffen. So beschreibt er den „durch mangelnde Pflege verkommenen“ Zustand der Bausubstanz in der Altstadt, die letztlich den Abriss „wertvoller Bausubstanz“, darunter auch „eine Reihe gotischer Häuser“, bedeutete, die durch Plattenbauten ersetzt worden sind (S. 240). An der Universität wurden die Struktur den sozialistischen Vorstellungen angepasst, die Ideologisierung und Politisierung vorangetrieben und damit zugleich die Arbeitsmöglichkeiten und Aufstiegschancen für die Wissenschaftler eingeschränkt bzw. von politischen Faktoren abhängig gemacht (S. 243 ff.). Schließlich berichtet T. über eine zufällig aufgedeckte Abhöraktion der Staatssicherheit in der Jakobikirche im Mai 1963. Ein altes Radio in der Teeküche der Kirche empfing die Übertragung eines in einem anderen Raum installierten Mikrofons. Da sich die angehenden Theologen die Sache nicht erklären konnten, „zog man auch einen Physikstudenten zu Rate“. Der Sender konnte lokalisiert werden, und einige Tage später reagierte die Staatssicherheit und baute diesen in einer nächtlichen Aktion aus. „Die Arbeit

war schlecht ausgeführt. An den verrückten Stühlen und an Holzsplittern sah man, daß jemand im Raum gewesen war.“ Erstaunlicherweise blieben Repressionsmaßnahmen gegenüber den Studenten aus (S. 249 f.).

Dem Untertitel des Buches entsprechend nehmen die Angaben zu den Kirchen und der Universität besonders viel Platz ein. Der Leser erlebt nicht nur Entstehung und Veränderungen der Kirchen und der Universität (1456 gegründet und damit eine der ältesten Deutschlands), sondern trifft bei seiner Reise durch die Jahrhunderte auch auf historisch bemerkenswerte Personen, darunter bekannte Namen wie Jakob Heinrich von Balthasar, David Mevius, Christian Nettelblatt, Ludwig Gotthard Kosegarten und Ernst Moritz Arndt, die mit der Stadt und der Universität beispielsweise als Pfarrer und Professoren verbunden waren. Arndt dient – gleichwohl immer wieder heftig umstritten – darüber hinaus seit 1933 der Universität als Namensgeber.

Das vorliegende Werk ist eine Bereicherung für alle, die sich für die Greifswalder Geschichte interessieren, und beschreibt die Stadtgeschichte in einem Detailreichtum, der auch dem Ortskenner sicherlich noch die eine oder andere Überraschung bereitet.

Greifswald

Robert Riemer

**Terra sanctae Mariae.** Mittelalterliche Bildwerke der Marienverehrung im Deutschordensland Preußen. Hrsg. von Gerhard Eimer, Ernst Gierlich, Matthias Müller und Kazimierz Pospieszny. (Kunsthistorische Arbeiten der Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen, Bd. 7.) Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen. Bonn 2009. 320 S., 186 s/w Ill., 25 Farbtafeln. ISBN 978-3-88557-227-5. (€ 19,80.)

Der Sammelband beinhaltet 20 Beiträge der gleichnamigen deutsch-polnischen Fachtagung in Thorn aus dem Jahr 2007, die der Vielzahl von Mariendarstellungen im Deutschordensland gewidmet war. Der Schwerpunkt liegt auf spätmittelalterlichen Mariendarstellungen des Deutschordenslandes Preußen, ergänzt um einen Ausblick auf die Kommende Marburg und die zeitweilig inkorporierte Neumark. Von Überblicksdarstellungen abgesehen behandeln die Aufsätze mehrheitlich im kontextualisierenden Sinne Skulptur, Architektur und Buchmalerei, die unter anderem auf einen möglichen Zusammenhang zur ausgeprägten Marienverehrung des Deutschen Ordens hin untersucht werden.

Auf eine ausführliche Einleitung von Ernst Gierlich und auf eine knappe Einführung von Gerhard Eimer in die Forschungsgeschichte der Kunst des Deutschordenslandes folgen die eigentlichen Beiträge, die den Kapiteln „Weltsicht und Marienverehrung im Deutschen Orden“, „Burgen und Kirchen als Orte der Marienverehrung“, „Bildkonzepte der Marienverehrung und Marienpropaganda“, „Marienbildnisse im Deutschordensland Preußen“ sowie „Wechselwirkungen und Ausstrahlung“ zugeordnet wurden.

Quasi grundlegend für die folgenden Beiträge führen die Aufsätze von Stefan Kwiatkowski und Udo Arnold einerseits in das dualistische Weltbild des Deutschen Ordens augustinish-neuplatonischer Tradition und andererseits in dessen Marienverehrung ein, die den Tagesablauf der Brüder von ihrem Ordenseintritt an kontinuierlich bestimmte. Sie fand ihren Niederschlag auch in einer entsprechenden Ausstattung, was durch den kurzen Überblick von Waldemar Rozykowski über die Inventarbücher der Kapellen der Deutschordenshäuser in Preußen bestätigt zu werden scheint.

Zwei Beiträge untersuchen dezidiert Architektur und Ausstattung der Marienburg. Kazimierz Pospieszny legt dar, dass die Vorstellung von der Gottesmutter als Schutzpatronin des Ordens für den Bau der Marienburg von besonderer Bedeutung war. Ihren sichtbarsten Ausdruck fand sie durch die Einbeziehung der monumentalen Mosaikmadonna in die Fortifikationslinie der Burg. Albert Boesten-Stengel ergänzt diese Ausführungen, indem er nachweist, dass dieses monumentale und mosaizierte Marienbild am Chor der Schlosskirche und über der Annenkapelle die Himmelfahrt der Gottesmutter triumphal in Szene setzte und darüber hinaus im Verein mit Architektur und übriger Ausstattung der

Kirche das Deutschordensland mit dem Heiligen Land verband. An dieser Stelle, wie auch bei dem späteren Beitrag von Barbara Dygdała-Kłosińska, bedauert es der Leser umso mehr, dass der Aufsatz von Eimer über die Mosaikmadonna und ihre Beziehung zu den Hochmeistergräbern in der Annenkapelle nicht veröffentlicht werden konnte, sondern für eine gesonderte monografische Publikation vorgesehen ist. Die Beiträge von Liliana Krantz-Domasłowska und Juliusz Raczkowski wiederum untersuchen den Dom zu Marienwerder beziehungsweise Königsberg unter dem Aspekt der Marienverehrung.

Eine durchaus individuelle Inanspruchnahme Mariens durch den Deutschen Orden ist Gegenstand der Aufsätze von Dygdała-Kłosińska und Sabine Jagodzinski. Dygdała-Kłosińska erörtert das für den Orden charakteristische Bild einer Maria Apokalyptica, der die Deutschordensritter im Kampf gegen das Böse beistehen und an deren Erhöhung als Maria triumphans sie folgerichtig Anteil nehmen dürfen. In diesem Sinne interpretiert, unterstrich die Mosaikmadonna der Marienburg die Intentionen von Architektur und Ausstattung der Schlosskirche beziehungsweise der als Grablege dienenden Annenkapelle, die dieses auf der Annahme einer Sonderstellung beruhende Selbstbild der Brüder widerspiegeln. Der Beitrag von Jagodzinski fügt diesem Marien- und Selbstbild den Aspekt der Minne hinzu: Anhand illuminierter Codices der *Apokalypse* des Heinrich von Hesler wird deutlich, dass sich die Brüder der Gottesmutter in minnender Liebe verbunden und zu ihrer Verteidigung verpflichtet fühlten. Höfisches und ritterliches Ideal wurden so mit dem mönchischen Ideal verbunden – christlicher Krieger und christlich Liebender wurden in eins gesetzt. Die hierbei ausschlaggebende Tugendhaftigkeit Mariens beruhte im Wesentlichen auf deren Jungfräulichkeit und Reinheit – eine Vorstellung von Maria, die auch dem Beitrag von Kathrin Wagner zugrundeliegt, der den Zusammenhang zwischen dem *Defensorium inviolatae virginitatis beatae Mariae* des Franz von Retz und dem Pelpliner Chorgestühl erörtert.

Mehrere Beiträge befassen sich mit Sonderformen des Marienbildes oder – wie im Fall der Straußeneier, die Tadeusz Jurkowlaniec in einem kurzen Beitrag vorstellt – mit Darstellungen, die womöglich marianisch interpretierbar sind. Henryk Paner und Ewa Trawicka wiederum geben einen knappen Überblick über Pilgerzeichen mit Marienmotiven, die bei Ausgrabungen in Danzig angetroffen wurden. Gudrun Radlers kurzer Beitrag zu Schreinmadonnen im Deutschordensland beschränkt sich im Wesentlichen auf eine allgemeine Einführung und eine Charaktisierung des Bildtypus im Deutschordensland mit anschließendem knappem Objektkatalog. Anna Blazajewska sieht einen möglichen Zusammenhang zwischen der Spiritualität des Deutschen Ordens und der Zugehörigkeit eines Marienbildes in Osterode zu einem bestimmten Pietà-Typus, was angesichts der bislang ungeklärten Provenienz dieser Arbeit genauer zu untersuchen wäre. Der Aufsatz von Monika Jakubek-Raczkowska über die Schönen Madonnen des Deutschordensstaates Preußen charakterisiert das Untersuchungsgebiet vorrangig als Rezipient einer böhmisch-französischen beziehungsweise niederländischen Bildtradition, der sich jedoch in der Auswahl der traditionsbildenden Typen von der eigenen Spiritualität und Marienverehrung leiten ließ. In Ergänzung zu diesem Aufsatz befasst sich Burkhard Kunkel mit der Schönen Madonna des sogenannten Junge-Altars in Stralsund und ihrer Beziehung zur Schönen Madonna von Thorn. Die Inanspruchnahme des Stralsunder Marienbildes für memoriale Zwecke und dessen offensichtlich sekundäre Verwendung offenbart eine besondere Wertschätzung des Einzelbildes, der neben der materiellen Kostbarkeit und Authentizität eine weiter zurückreichende Kulttradition zugrundeliegen dürfte. Dies ist möglicherweise auf die Thorner Madonna übertragbar.

Auch die Beiträge von Matthias Müller und Peter Knüvener gehen über das Kernland des Deutschen Ordens hinaus. Während Knüvener anhand einzelner Denkmalgruppen mögliche künstlerische Wechselwirkungen zwischen dem Deutschordensland und der zeitweilig zugehörigen Neumark untersucht, befasst sich Müller mit der Elisabethverehrung in Marburg. Anhand von Architektur und Ausstattung der dortigen Elisabethkirche weist er nach, dass sich die Verehrung Elisabeths derjenigen Mariens unterordnete, wobei Maria ei-

ne Art Schutzfunktion für die Heilige übernahm und diese ihrerseits immer mehr dem Marienbild angeglichen wurde. Ebenso deutlich wird jedoch die Bedeutung Elisabeths für den Orden, die nicht nur in seiner Gründung als Hospitalorden, sondern auch darin begründet war, dass die Elisabethverehrung ein Bindeglied im Bündnis zwischen Kaiserhaus und Deutschem Orden darstellte.

Die nicht immer überzeugende Bebilderung der Publikationsbeiträge, fehlende Querverweise auf wichtiges Abbildungsmaterial in anderen Tagungsbeiträgen und weitere vereinzelte redaktionelle Schwächen sind einem Tagungsband nur bedingt anzulasten. Dies gilt ebenso für einzelne nur schwer verständliche Übersetzungen ins Deutsche. Es bleibt jedoch das Verdienst des Bandes, einen generellen Überblick und Einstieg in das Thema der Mariendarstellungen des Deutschordenslandes auf der Grundlage deutsch-polnischer Forschungen zu bieten, der die Notwendigkeit weiterer Beschäftigung mit dieser facettenreichen Thematik offenbar macht. Dies gilt insbesondere für eine Erforschung der Sachkultur im Hinblick auf eine für den Deutschen Orden spezifische Marienverehrung und vor allem (Marien-)Bildtradition in Abgrenzung zu einer allgemein zeittypischen Verehrung und Darstellung der Gottesmutter.

Eschweiler

Vera Henkelmann

**Michael Brauer: Die Entdeckung des ‚Heidentums‘ in Preußen.** Die Prußen in den Reformdiskursen des Spätmittelalters und der Reformation. (Europa im Mittelalter, Bd. 17.) Akad.-Verl. Berlin 2011. 339 S. ISBN 978-3-05-005078-2. (€ 89,80.)

Die von Michael Borgolte betreute Berliner Dissertation steht im weiteren Kontext der seit einiger Zeit intensiv erforschten Problematik der Integration und Desintegration des vormodernen Europa und der spezifischen Rolle, die dabei religiöse Differenzen gespielt haben. Diesem Grundproblem geht Michael Brauer am Beispiel der vom Deutschen Orden im 13. Jh. in die Ökumene der europäischen Christen gezwungenen baltischen Prußen nach. Allerdings interessiert ihn dabei weniger die Frage, ob und in welcher Weise die Prußen auch noch nach ihrer Konversion die Altreligion beibehielten und weiterpraktizierten, d.h. die Faktizität der religiösen Praxis der Bekehrten im 13. bis frühen 15. Jh., über die den Quellen jener Zeit im Übrigen auch kaum etwas Belastbares zu entnehmen ist. Im Vordergrund seines Erkenntnisinteresses steht vielmehr die Frage, wie die spätmittelalterlich-frühneuzeitliche Gesellschaft des Ordenslandes mit ihnen umgegangen ist, wann und warum im 15. und frühen 16. Jh. (insbesondere auch im Kontext der Reformation) in dieser Gesellschaft ein besonderes Wissen über die Prußen, ihre Bekehrung und ihr vermeintliches Festhalten am Heidentum entstanden ist und welche Funktion diesem Wissen zukam.

Um hier zu Aufschlüssen zu gelangen, überprüft B. diskursanalytisch und mit Rückgriff auf drei methodische Werkzeuge der bisherigen „Erforschung des Heidentums“ (S. 19) (die Grimm'sche Mythologie, den volkskundlichen und den religionswissenschaftlichen Ansatz) alle verfügbaren Belege, die von einem prußischen „Heidentum“ als vermeintlichem Überbleibsel der Altreligion berichten. Im Ergebnis seiner sehr sorgfältigen Untersuchung der Entstehungsbedingungen und Traditionszusammenhänge dieses Wissens (wie es insbesondere in den preußischen Landesordnungen, Diözesan- und Synodalstatuten und der Geschichtsschreibung des 15.-16. Jh. fassbar wird) gelangt B. zu der überzeugenden Feststellung, dass sich die bisherige Vorstellung von einer Fortdauer des „Heidentums“ „als irreführend“ erweise (S. 12). Vielmehr sei es im 15. Jh. im Zuge der fortschreitenden Verchristlichung der (aus deutschen, polnischen und prußischen Sprechern etwa gleichmäßig zusammengesetzten) Gesamtbevölkerung des Ordenslandes sowie im Kontext innerkirchlicher Reformdiskussionen gewissermaßen zu einer Entdeckung des „Heidentums“ durch christliche Beobachter gekommen. Das „Heidentum“ der Prußen könne mithin nicht als ein Überbleibsel der alten Religion verstanden werden, das seit dem 13. Jh. sukzessive an Intensität verlor, sondern müsse als ein Novum, ein von den Eliten des Ordenslandes



kreiertes Phänomen angesehen werden. Wie B. zeigt, entsprang diese Projektion aus der spezifischen Dialektik von Inklusion (Verchristlichung) und Exklusion (Ausgrenzung als vermeintlich „fremd“ und „heidnisch“, etwa indem zuvor wenig beachtete Festpraktiken als „heidnisch“ neu interpretiert wurden). Wenn im Zuge einer verschärften Kirchendisziplin und strengeren Abgrenzung gegenüber Häresie, Ketzerei und Zauberei die einheimischen Prußen als „Heiden“ neu entdeckt wurden, so geschah dies mithin nicht zuletzt, um den als gefährdet gedeuteten inneren Zusammenhalt der Christen zu stärken.

Mit diesem Ergebnis wirft die in acht Kapitel (I. Einleitung; II. Grundzüge der Bekehrungszeit; III. Die Religiosität der Prußen wird zum Problem; IV. Zwischen *reformacio* und Disziplinierung ländlicher Festkultur: Die preußischen Landesordnungen; V. ‚Heidnische‘ Prußen oder preußische Christen? Das preußische Kirchenrecht; VI. Aus Heiden werden Vorfahren: Das Bild der Prußen in der preußischen Geschichtsschreibung; VII. Neue Konfession und neues ‚Heidentum‘: Die Reformation in Preußen; VIII. Schlussbetrachtung) gegliederte Studie auf anregende Weise neues Licht auf ein altbekanntes Thema der preußischen Geschichte und schärft zugleich am preußischen Beispiel ganz allgemein unser Bewusstsein von der „Perspektivität der Quellen zu Heidentum, Magie und Aberglauben in der Vormoderne“.<sup>1</sup>

Warszawa – Münster

Eduard Mühle

<sup>1</sup> MICHAEL BRAUER: Erfindung oder Entdeckung? Neue Zugänge zur Erforschung des Heidentums am Beispiel des Preußenlandes im 15. und 16. Jahrhundert, in: Zeitschrift für Historische Forschung 38 (2011), S. 185-216, hier S. 185; der Aufsatz bietet eine knappe Zusammenfassung der wesentlichen Erkenntnisse des Buches, insbesondere der Kapitel IV-VII.

**Walter Leitsch: Das Leben am Hof König Sigismunds III. von Polen.** Bde. 1-4. Verl. der Österr. Akad. der Wiss. – Polska Akademia Umiejętności. Wien – Kraków 2009. 2861 S. ISBN 978-83-7676-014-8, 978-83-7676-015-5, 978-83-7676-016-2, 978-83-7676-017-9. (€ 224,-)

„The building of Babel was a right project; for indeed the true definition of a project, according to modern acceptation, is [...] a vast undertaking, too big to be manag'd, and therefore likely enough to come to nothing.“<sup>1</sup> Daniel Defoes Definition des Projekts kommt dem ratlosen Rezensenten unwillkürlich in den Kopf – im Angesicht der vier voluminösen Bände von Walter Leitschs Geschichte des Hofes von Sigismund III. Wasa (1566-1632). Die Frucht von beinahe dreißig Jahren Archivforschungen konnte L. gerade noch rechtzeitig kurz vor seinem Tod im Februar 2010 in gedruckter Form auf insgesamt 2 861 Seiten vorlegen. Um es gleich voranzuschicken: Dieses Lebenswerk entzieht sich alleine schon in der Monstrosität seines Umfanges den eingefahrenen geschichtswissenschaftlichen Mustern und Kriterien des späteren 20. wie des beginnenden 21. Jh. Möchte man im Wienerischen Kontext bleiben, so lässt die vorliegende Darstellung etwa mehr an Franz-Bernhard von Bucholtz' in den 1830er Jahren erschienene *Geschichte der Regierung Ferdinands des Ersten* in 9 Bänden denken als an gegenwärtige Beispiele moderner Hofforschung. Und dies kann und soll zugleich kein Vorwurf sein. Gescheitert im Sinne Defoes ist das Leitsch-Projekt nur nach herkömmlichen wissenschaftlichen Analysekrereien, dies nimmt ihm aber nichts von seiner wunderbarlich-zauberhaften Erscheinung als Einhorn im einheitlich beschnittenen Wald der heutigen Geschichtswissenschaft.

Der Reigen der *histoire totale* à la Leitsch wird aus nicht weiter ersichtlichen Gründen im ersten Band mit dem Thema der Hoffinanzen eröffnet, um dann zum Hofstaat des Königs und der Königin überzugehen. Schon an dieser Stelle lässt sich die Charakteristik des

<sup>1</sup> DANIEL DEFOE: An Essay upon Projects, London 1697, S. 20.

Gesamtwertes erahnen. So interessiert sich der Autor auch noch für die letzten Verästelungen des Hofpersonals. Immerhin verbringt er etwa zwei volle Seiten damit, die Hofbäcker Sigismunds namentlich zu identifizieren. L. ist ein besessener Sammler, detailverliebt, ohne je pedantisch zu wirken – hiervor steht sein ausgeprägter Hang zu vorwissenschaftlichen Einlassungen und lustvoller Spekulationsbereitschaft

Die Bände 2 und 3 widmen sich dann der Person Sigismund selbst, seiner engsten Familie und den von L. als solchen identifizierten „Vertrauten“ des Königs. Ohne hier in eine detailliertere Analyse einsteigen zu können oder zu wollen, muss gleichwohl aufgezeigt werden, in welcher Weise auch auf diesem Feld die eigenwillige Konstruktion des Werkes durchschlägt. Der Familienbegriff, der hier zugrunde liegt, scheint auf die Vorstellungen der Kernfamilie des 19. und 20. Jahrhunderts zurückzugehen. L. aber begründet die Auswahl der behandelten Familienmitglieder mit einer sehr viel charmanteren Wendung: „Er [Sigismund] fühlte sich wohl bei seinen Frauen und Kindern, über sie schreibe ich in diesem Kapitel“ (S. 1074). In Hinsicht auf die Kategorie der „Vertrauten“ ließen sich darüber hinaus neben Grundsatzkritik etliche Anmerkungen im Detail machen. So erscheint an vielen Stellen fraglich, wie weiterführend und kohärent L.s Kriterium für die Aufnahme von „dem König nahe stehenden“ Personen tatsächlich ist.

Der vierte Band schließlich handelt Ernährung, Tiere und Kleidung am Hof ab, um dann zu den Kunstsammlungen des Monarchen, den Reisen des Hofes und auf die Konfrontation des Hofes mit der Pest einzugehen. Das Kapitel über die Ernährung gehört dabei für den Rezensenten zu den Glanzstücken. Mit großem Vergnügen sind die Passagen über die Verwendung von Lebkuchen, Torten, Fruchtgelees und Konfekt zu lesen – ohne das Engagement des Vf. wäre der Fachwelt in diesem Zusammenhang wohl auch die Beliebtheit von Quitten am Hof entgangen. An dieser Stelle muss ein längeres Zitat eingebracht werden, das das erzählerische Prinzip und die Reflexionsprinzipien des Gesamttextes exemplarisch erschließt: „Unter den Fastenspeisen gibt es als Vorspeise Brezel, pikante Zwetschken, Mandeln und Rosinen. Wenn ich als Kind versucht habe, Vorspeisen dieser Art zu essen, drohte man mir: ‚Du wirst dir den Appetit verderben!‘ Niemand sagte mir, daß alle die guten Sachen bei den Jesuiten nicht sündhaft sind – oder zumindest waren“ (S. 2150). Heinrich von Kleist hatte in Ableitung des französischen Sprichwortes „L'appétit vient en mangeant“ seine Überlegungen zur *Allmählichen Verfertigung der Gedanken beim Reden* entwickelt, und diese Koppelung gilt ganz offensichtlich auch für L. Die dekonstruktivistische Wende in den Geschichtswissenschaften hatte immer wieder die Offenlegung auch der lebensweltlichen Verankerung und der narrativen Prinzipien eines Textes eingefordert, und L. löst sie gewissermaßen im Anschluss an Kleist *malgré lui* ein.

Lange Zeit blieb die Herrschaftszeit der Wasakönige und speziell Sigismunds III. in der polnischen Geschichtswissenschaft unterforscht. Sigismund galt als engstirniger, von Jesuiten geleiteter Monarch, dessen politische Errungenschaften sich auf den Versuch reduzierten, ein absolutistisches Regime zu errichten. Auch wenn diese traditionelle Forschungsposition in den letzten zwanzig Jahren erheblich revidiert worden ist, gibt es bis heute keine umfassende Monografie zu den Wasahöfen – wie zur Geschichte des polnisch-litauischen Hofes überhaupt. L. hat in dieser Hinsicht ein eigenwilliges Pionierwerk vorgelegt, mit dem er nicht zuletzt die Schwarze Legende Sigismunds auflösen wollte. Dies ist unbestritten eine wichtige Leistung – umso mehr, als wohl in absehbarer Zukunft niemand mehr eine solche Menge an archivalischen Quellen aus elf europäischen Ländern und insgesamt 36 Archiven zusammentragen wird. Damit dürfte das vierbändige Lebenswerk seinen Rang als einmalige Fundgrube archivalischer Information auf Jahrzehnte hinaus verteidigen und sollte in keiner wissenschaftlichen Bibliothek fehlen. Dem einmaligen Charakter dieses Textes aber wird solch eine Einordnung sicherlich nicht gerecht. Sehr vielen Einschätzungen und Schlussfolgerungen des Autors wird man in wissenschaftlicher Hinsicht wohl nicht folgen können, die Menge an Details jedoch ist schier überwältigend. Zuvörderst allerdings sollte der Lesespaß stehen, im wissenschaftlichen Kontext gar zu oft marginalisiert, der die Bände zu einem einzigartigen Erlebnis macht. Dem Verlag der Österrei-

chischen Akademie der Wissenschaften und der Polska Akademia Umiejętności sollte für den Mut zu einer solchen Publikation herzlich gedankt sein.

Gießen

Kolja Lichy

**Relinde Meiwes: Von Ostpreußen in die Welt.** Die Geschichte der ermländischen Katharinen-schwestern (1772-1914). Schöningh. Paderborn u.a. 2011. 263 S., Ill., graph. Darst., Kt. ISBN 978-3-506-77087-5. (€ 29,90.)

Die Religions- und Kirchengeschichte unterliegt schon seit etwa drei Jahrzehnten einem Wandlungsprozess der Modernisierung. Trotzdem verlor die im Jahr 2000 von Olaf Blaschke formulierte These, der modernen Kirchengeschichte „haftet noch immer der Stallgeruch der skurrilen Spezialgeschichte an“<sup>1</sup>, keineswegs ihre Aktualität. Die Marginalisierung der Religionsgeschichte hält sich, obwohl die Studien, die sowohl von konfessionell orientierten als auch profanen Historikerinnen und Historikern verfasst wurden, die modernsten sozial- und kulturgeschichtlichen Theorien und Methoden berücksichtigen. Als exemplarisch in diesem Kontext kann das neueste Buch von Relinde Meiwes genannt werden. Das Hauptziel der Autorin besteht darin, die Geschichte der Katharinen-schwestern in Ermland im langen 19. Jh. aus der Perspektive des sozialen Wandels und politischer Prozesse zu präsentieren und zu erläutern. Diese Faktoren veränderten zusammen mit religiösen Motivationen die Arbeitsfelder der Katharinen-schwestern und haben erheblich zur geografischen Ausdehnung des Konvents beigetragen, die auch in dem Buchtitel zum Ausdruck kommt. Wie M. weiter betont, gehört die Geschichte der Katharinen-schwestern daher zum Kern der katholischen Kirchengeschichte im Allgemeinen und der in Ermland im Besonderen. Beide Perspektiven versucht die Autorin jedoch um Ansätze aus der Geschlechtergeschichte zu ergänzen und zu belegen, dass „Geschichte in der katholischen Kirche keineswegs nur von Männern gemacht wurde“ (S. 9).

Das Buch besteht aus sechs Kapiteln, die chronologisch die einzelnen Etappen der Wandlung der Kongregation der Katharinen-schwestern vom Ausgang des 18. bis Anfang des 20. Jh.s präsentieren. Das erste Kapitel führt in die Thematik ein und ist der charismatischen Gründerin des Konvents Regina Protmann (1552-1613) gewidmet. Auf ihre Initiative hin wurde nicht nur das erste Kloster in Braunsberg (Braniewo) gegründet, sondern 1583 auch die erste Regel formuliert (revidiert 1602), die über die in der gegenreformatorischen Kirche herrschenden Prinzipien hinausging. Entgegen den Vorgaben des Trienter Konzils sollte das Leben der Katharinen-schwestern keineswegs in der Klausur und Kontemplation, sondern in den Gemeinden verlaufen, wo sie sich der Bildungsarbeit, Versorgung der Hilfsbedürftigen sowie Ausstattung und Funktionserhaltung der Kirchenräume widmeten. Auf diese Weise wurde ein „dritter Weg“ zwischen Ehe und Ordensleben vorgezeichnet, der den Frauen – die keinen Zugang zum geistlichen Amt hatten – eine hauptberufliche Arbeit für die Kirche ermöglichte, ohne sie hinter Klostermauern zu isolieren. Auf Grundlage dieser Regel arbeiteten in Ermland bis in die erste Hälfte des 19. Jh. vier Klöster mit knapp 20 Schwestern der heiligen Katharina.

Wie M. im zweiten Kapitel zeigt, hat die Erste Teilung Polens und der Übergang Ermlands unter die Herrschaft des protestantischen Preußens 1772 das Leben der Schwestern nur wenig geändert. Die Regel, die neben der *vita contemplativa* auch die *vita activa* hervorhob, hat der Kongregation auch nach der Säkularisierung der kontemplativen („unproduktiven“) Orden 1810 und 1816 die weitere Existenz gesichert. Die erste Hälfte des 19. Jh. brachte neue Impulse für die weitere Entwicklung des Konvents: Die Einführung der Schulpflicht und der Ausbau des ostpreußischen Schulwesens eröffneten dem Konvent die Möglichkeit, neue Mädchenschulen zu gründen. Dieses Arbeitsfeld wird im dritten Kapitel

<sup>1</sup> OLAF BLASCHKE: Das 19. Jahrhundert: Ein Zweites Konfessionelles Zeitalter? In: Geschichte und Gesellschaft 26 (2000), S. 38-75, hier S. 38.

dargestellt, während die Autorin im vierten Kapitel weitere Prozesse des sozialen Wandels schildert, die nicht nur den Aufschwung der Mädchenbildung förderten, sondern auch neue Initiativen hervorbrachten. Die Krankenpflege und Waisenfürsorge, die in den 1860er Jahren als neue Tätigkeitsfelder hinzukamen, haben auch dazu beigetragen, dass sich die Anzahl der Schwestern erhöhte – 1873 zählte die Kongregation 187 Mitglieder. M. zufolge trug die Kongregation dazu bei, die Situation lediger Frauen zu verbessern, indem sie ihnen die Ausübung eines qualifizierten Berufes garantierte. Doch der Eintritt in die Kongregation war keineswegs nur ökonomisch oder sozial motiviert, als eine Notlösung für Frauen, die keinen Ehemann gefunden hatten. Die Autorin betont sehr nachdrücklich die religiöse Motivation, die zusammen mit weltlichen Umständen und Motivationen das Wachstum der Konvente förderte.

Die „ausgeprägte Spiritualität“ (S. 208) einerseits und die neuen politischen und ökonomischen Umstände andererseits erklären auch die weitere dynamische Entwicklung der Kongregation. Während des Kulturkampfes musste die Gemeinschaft, die in Ermland bereits fest etabliert war, ihre Bildungsarbeit in Ostpreußen einstellen, und sie suchte nach neuen Arbeitsfeldern. Im Inland wurde die Krankenpflege ausgebaut, zugleich aber die Tätigkeit teilweise nach Finnland und Russland verlagert. Diese Umstände führten bald nach dem Kulturkampf zu einem Wandel der Kongregation, die sich am Ende des 19. und Anfang des 20. Jh. insbesondere auf den Feldern der Krankenpflege und der Sozialarbeit weiter entwickelte. Die staatlichen Eingriffe in Deutschland bewogen die Schwestern jedoch, ihre Tätigkeit in noch größerem Maße ins Ausland zu verlagern. 1896 wurde die erste Krankenpflege- und Missionsstation in Liverpool gegründet, 1914 arbeiteten in England schon sechs Niederlassungen mit 32 Schwestern, unter denen auch Engländerinnen waren. Doch besonders dynamisch entwickelte sich die Kongregation in Brasilien, wo 1897 die erste Station entstand. Neben Krankenpflege und sozialer Arbeit wurde hier wieder stärker Bildungsarbeit betrieben, die überwiegend (aber nicht ausschließlich) den deutschen Kolonisten diente. 1914 zählten die beiden brasilianischen Provinzen der Katharinenwestern 146 Mitglieder, in Deutschland arbeiteten damals bereits 416 Mitglieder.

Das Buch von M. ist eine ausführliche, faktografisch und zugleich theoretisch gut fundierte Studie, als Beitrag für die Kirchengeschichte und Missionsgeschichte ein Standardwerk. Die Autorin sieht aber ihr Thema mehr im Kontext allgemeiner historischer Prozesse und vernachlässigt bisweilen die landesgeschichtliche, ostpreußische Perspektive. Sie betont z.B., dass die Kongregation in einem protestantischen Staat funktioniert habe und in einer von Protestanten dominierten Provinz, versäumt es aber der Frage nach der katholisch-protestantischen Rivalität nachzugehen. Eine solche Konfrontation konnte ein wichtiger Impuls für die Gründung von Krankenanstalten und Schulen sein, worauf die Autorin im brasilianischen Kontext selbst hinweist. Eine weitere Frage betrifft die Motivationen, welche die jungen Frauen zum Eintritt in die Kongregation bewogen haben. M. betont eher religiöse Motive, aber ein Vergleich mit der Situation der evangelischen Diakonie lässt das Problem komplexer erscheinen. Die diakonischen Einrichtungen entwickelten sich in Deutschland besser und schneller in den von Katholiken dominierten Gebieten (Posen, Schlesien, Westfalen, Rheinprovinz); in Ostpreußen dagegen, das zu 85 Prozent protestantisch war, verharrte die Zahl der Diakonissen im Verhältnis zur Bevölkerungszahl auf gleichem Niveau wie in den katholisch dominierten Gebieten; am Anfang des 20. Jh. wurde sogar behauptet, dass jede vierte deutsche Diakonisse aus Ostpreußen stamme. Herauszufinden, ob hier wirtschaftliche und soziale oder vielmehr religiöse Gründe und Motivationen relevant waren, bleibt ein Forschungsdesiderat, auch wenn betont werden muss, dass M. einen interessanten Weg für die weitere Forschung angedeutet hat – versucht ihre Arbeit doch die Einseitigkeit sozial- und kulturgeschichtlicher Studien zu überwinden, indem sie auch religiöse, spirituelle Faktoren als prägende Kräfte in der Gesellschaft und Kultur einbezieht.

Zielona Góra

Olgierd Kiec

**Markian Prokopovych: Habsburg Lemberg.** Architecture, Public Space, and Politics in the Galician Capital, 1772-1914. Purdue Univ. Press. West Lafayette/Ind. 2009. XVI, 357 S., 72 Ill., Kt. ISBN 978-1-55753-510-8. (€ 40,99.)

Das heute ukrainische L'viv (Lemberg, Lwów) ist eine Stadt mit habsburgischer Vergangenheit, dies erschließt sich auch dem heutigen Besucher unmittelbar. Dieser Vergangenheit nachzuspüren war Ziel der Dissertation des derzeit an der Universität Wien lehrenden, aus Lemberg stammenden Kulturwissenschaftlers Markian Prokopovych. Eine Untersuchung der städtebaulichen und architektonischen Gestaltung des öffentlichen Raumes, welche die gesamte Herrschaftsperiode der Habsburger (1772-1914/18) in der Hauptstadt ihres Kronlandes Galizien und Lodomerien umfasst, ist ein Desiderat der Forschung. Zwar gibt es mittlerweile eine Vielzahl von Beiträgen zur Architekturgeschichte der Stadt im 19. Jh., ein fundierter, auf intensiven Archivrecherchen basierender Überblick über Baumaßnahmen, Auftraggeber und Architekten lag jedoch bislang nur für die Zeit um 1900 vor.<sup>1</sup>

Wesentlich besser erforscht als die kunsthistorischen Zusammenhänge sind die sozial-historischen Rahmenbedingungen der multiethnischen Stadt<sup>2</sup>, in der die polnische Bevölkerungsmehrheit von ca. 50 Prozent im Laufe des 19. Jh. ihre kulturelle und politische Dominanz kontinuierlich ausbauen konnte, sich dabei aber mit der zusehends erstarkenden Nationalbewegung der Ruthenen/Ukrainer, die ca. 19 Prozent der Bevölkerung stellten, konfrontiert sah. Mit einem Anteil von fast 30 Prozent bildeten die jüdischen Einwohner einen wesentlichen Faktor städtischen Lebens. Der Anteil der Deutsch-Österreicher lag zwar lediglich bei etwa 2,5 Prozent; da es sich jedoch größtenteils um Staatsbeamte handelte, war der Einfluss dieser Minderheit unverhältnismäßig groß – zumindest bis zum Österreichisch-Ungarischen Ausgleich 1867, in dessen Folge Galizien einen Autonomie-Status unter polnischer Führung erhielt.

Politik, Gesellschaft und Kultur Lembergs seien, so P., in der bisherigen Geschichtsschreibung vorwiegend aus der nationalen Perspektive der beteiligten Historiker betrachtet worden. Der Autor will daher den Fokus weniger auf die konkurrierenden Nationen und Ethnien richten; seine Grundannahme lautet vielmehr, dass in einer „der kaisertreuesten Städte“ der Monarchie (S. 9) die „Habsburgische Identität“ alle anderen Zugehörigkeiten überlagert habe. Den Beleg für diese leitmotivisch wiederkehrende These erbringt P. im Verlauf seiner Abhandlung nicht, sie verleitet ihn jedoch mehrfach zu undifferenzierten Aussagen.

So galt den Polen unter Metternichs Restaurationspolitik die habsburgische Herrschaft sicherlich nicht als „das kleinere Übel im Vergleich zur [...] preußischen Verwaltung“ (S. 42), war doch in der ersten Hälfte des 19. Jh. die Kultur- und Sprachenpolitik im preußischen Teilungsgebiet deutlich liberaler als im österreichischen. Erst in den 1860er Jahren ließen Bismarcks rigide Germanisierungsmaßnahmen die nunmehr auf Ausgleich der ethnischen Spannungen bedachte österreichisch-ungarische Doppelmonarchie als Hort politischer und kultureller Freiheit erscheinen. Dieser Mythos lebt in der heute verbreiteten k.u.k.-Nostalgie weiter, die man auch in P.s Buch zu entdecken meint, etwa wenn er die Entstehung der ruthenischen Nationalbewegung in Lemberg vor allem der Unterstützung der österreichischen Verwaltung zuschreibt (u.a. S. 94).

<sup>1</sup> JAKUB LEWICKI: Między tradycją a nowoczesnością. Architektura Lwowa lat 1893-1918 [Zwischen Tradition und Moderne. Lembergs Architektur der Jahre 1893-1918], Warszawa 2005, mit ausführlichem Literaturbericht und Literaturverzeichnis zu Architektur und Städtebau des 19. Jh.; den Großteil der dort angeführten Publikationen scheint P. nicht zur Kenntnis genommen zu haben.

<sup>2</sup> Aktueller Literaturüberblick für diesen Bereich bei CHRISTOPH MICK: Kriegserfahrungen in einer multiethnischen Stadt. Lemberg 1914-1947, Wiesbaden 2010 (Deutsches Historisches Institut Warschau. Quellen und Studien, 22).

Dass etwa der Schriftsteller und Sammler Graf Józef Maksymilian Ossoliński (1748-1826), der Gründer des nach ihm benannten National-Instituts (Zakład Narodowy im. Ossolińskich) in Lemberg, lange in Wien lebte und zum kaiserlichen Geheimrat und Oberhofmeister von Galizien und Lodomerien aufstieg, ist nicht per se als „Loyalität zum Habsburger Hof“ (S. 136) zu interpretieren, sondern im Kontext der europäischen Ständegesellschaft zu verstehen – polnische Adelige waren nach den Landesteilungen auch am preußischen und am Zarenhof tätig. Ossoliński setzte sich um 1790 – erfolglos – für die Ausweitung des polnischen Einflusses in Galizien ein. Da die Chancen auf eine politische Wiedervereinigung Polens gering waren, sollte sein Ossolineum ebenso wie die Museumsgründung der Czartoryskis in Puławy (1801; 1870 nach Krakau überführt) zur Wahrung der kulturellen Identität der Nation beitragen. Diese Strategie wurde bis zur Wiedererlangung der Eigenstaatlichkeit Polens auf vielen Feldern durchgehalten und prägte auch die Lemberger Stadtgeschichte.

Die vier Hauptkapitel des Buches zeigen dann auch vor allem die Versuche der verschiedenen Bevölkerungsgruppen, durch städtebauliche und architektonische Zeichensetzungen im öffentlichen Raum ihre *claims* abzustecken, beginnend mit der habsburgischen Verwaltung, die die polnische Provinzstadt des 18. Jh. durch die Niederlegung der Befestigung und den Ausbau der Infrastruktur modernisierte. Dabei betonten die österreichischen Beamten den Gegensatz zwischen „polnischer“ Rückständigkeit bzw. Unordnung und den aufklärerischen Reformen unter Kaiser Joseph II. (S. 39, 65).

Da P. exemplarisch vorgeht und weder urbanistische Maßnahmen noch Einzelbauten tiefergehend analysiert, entsteht kein geschlossenes Bild der einzelnen Etappen städtebaulicher Entwicklung. So wird beispielsweise nicht deutlich, dass in den letzten Jahrzehnten des 18. Jh. außer Kasernen keine nennenswerten Bauaufträge der habsburgischen Verwaltung ergingen – umso markanter wirkten die beiden großen Kulturbauten der polnischen *community*: das schon genannte Ossolineum (1827-30) sowie das Skarbek-Theater (1837-42). Beide Objekte wurden von Wiener Architekten entworfen; eine genauere Analyse der Auftragsvergabe, der Architektenbiografien, der stilistischen Besonderheiten hätte das „Habsburgische“, das diese Bauten in das Stadtbild einbrachten, deutlich werden lassen. Ähnliches gilt für das Opernhaus und den Bahnhof, errichtet um 1900 von polnischen Architekten, die evident dem ästhetischen Kanon der k.u.k. Monarchie verpflichtet waren; diese beiden stadtbildprägenden Bauten erwähnt P. jedoch gar nicht.

Fast gänzlich ausgeblendet ist auch der Beitrag der jüdischen Einwohnerschaft zur Gestaltung des öffentlichen Raumes. Zitiert werden die antisemitischen Stereotype der österreichischen und polnischen Verwaltung hinsichtlich des kleinbürgerlichen jüdischen Viertels rund um die ehemalige Grodecka-Straße. Die Rolle wohlhabender Juden als Mäzene oder Architekten wird nicht näher beleuchtet, ein Großbau wie das Jüdische Krankenhaus bleibt unerwähnt.

Einen Vergleich Lembergs mit anderen Städten der Habsburgermonarchie kündigt P. zwar an (S. 8 f.), unternimmt ihn im Folgenden jedoch nicht, obwohl zahlreiche monografische und komparatistische Arbeiten zur Städtebau- und Architekturgeschichte multiethnischer Städte Ostmitteleuropas<sup>3</sup> eine methodologische Folie bieten könnten, vor der sich die Lemberger Charakteristika ebenso wie übergreifend wirksame Phänomene herausarbeiten ließen. Dies gilt insbesondere für die galizische Konkurrentin Krakau: Während

<sup>3</sup> Für den Vergleich innerhalb der Habsburgermonarchie z.B. ÁKOS MORAVÁNSZKY: *Competing Visions. Aesthetic Invention and Social Imagination in Central Europe Architecture 1867-1918*, Cambridge/Mass. 1997; EVE BLAU, MONIKA PLATZER (Hrsg.): *Mythos Großstadt. Architektur und Stadtbaukunst in Zentraleuropa 1890-1937*, München 1999; JACEK PURCHLA: *Krakau unter österreichischer Herrschaft 1846-1918*, Wien u.a. 1993; MICHAELA MAREK: *Kunst und Identitätspolitik. Architektur und Bildkünste im Prozess der tschechischen Nationsbildung*, Köln u.a. 2004.

sich die traditionsreiche polnische Königsstadt als „Schatzkammer nationaler Denkwürdigkeiten“ profilierte, fand Lemberg seine Rolle seit der Autonomie von 1867/1873 als moderne Hauptstadt Galiziens mit der ersten polnischsprachigen Technischen Hochschule und einem Messewesen, das auch den polnischen Unternehmern der beiden übrigen Teilungsgebiete als Schaufenster diente.

So bleiben nach der Lektüre des vorliegenden Buches letztlich viele Fragen offen, die dazu anregen, die Architekturgeschichte Lembergs im Habsburgerreich eingehender zu erforschen und darzustellen.

Oldenburg

Beate Störkuhl

**Dirk Sadowski: Haskala und Lebenswelt.** Herz Homberg und die jüdischen deutschen Schulen in Galizien 1782-1806. (Schriften des Simon-Dubnow-Instituts, Bd. 12.) Vandenhoeck & Ruprecht. Göttingen 2010. 437 S., Ill., graph. Darst., Kt. ISBN 978-3-525-36990-6. (€ 59,-)

Die Druckfassung dieser 2007 an der Universität Leipzig verteidigten Dissertation von Dirk Sadowski leistet einen wesentlichen Beitrag für die Annäherung an die Vergangenheit der Juden in Ostmitteleuropa. Die auf das österreichische Galizien um die Wende des 18. und 19. Jh. bezogene Fragestellung gehört in den breiten Kontext der europäischen Geistes- und Bildungsgeschichte. Es handelt sich um Bildungskonzepte der europäischen Aufklärung wie auch der Haskala. Hinzu kommen komplexe Zusammenhänge der aufgeklärt-absolutistischen Politik in dem 1772 von Österreich besetzten Galizien. Deren bildungspolitische Aspekte waren vor allem auf eine weitgehende Integration des neuen Kronlandes in das Gefüge des Habsburgerstaates gerichtet. Durch die Vorstellung von einer weitgehenden „Umschaffung“ der feudal geprägten Gesellschaft Galiziens und von der vielfältigen Nutzbarmachung seiner Glieder war auch das im Buch behandelte Projekt der „deutsch-israelitischen Schulen“ maßgeblich bestimmt. Die jüdische Bevölkerung sollte demnach allmählich zu einem Träger der deutschen Kultur und Sprache in dem vorwiegend slawischen Kronland werden. Somit ordnet sich dieses Buch auch in den Zusammenhang der vielfältigen aufgeklärt-absolutistischen Reformen in Galizien wie auch in den Kontext des pädagogischen Gedankengutes der österreichischen Aufklärung ein (Johann Ignaz von Felbiger, Joseph von Sonnenfels, Gottfried van Swieten). Es ist wichtig festzuhalten, dass Erziehungskonzepte der Haskala zwischen 1782 und 1806 de facto ein Bestandteil der Politik des Habsburgerstaates waren. In dessen Kronland mit dem höchsten jüdischen Bevölkerungsanteil ließ sich das jüdisch-aufgeklärte Schulprojekt in einem besonders großen Maßstab verwirklichen. In den Jahren um 1800 bestanden in Galizien nämlich über 100 solcher Schulen für jüdische Knaben und Mädchen, während deutsche Maskilim sich auf vereinzelte, auf Privatinitiative basierende Schulgründungen beschränken mussten. In dieser Hinsicht wirkt S.s Buch einem gewissen Germanozentrismus in der Haskala-Forschung auf eine erfreuliche Weise entgegen, behält aber dabei zugleich die kulturhistorischen Zusammenhänge genau im Auge.

Besonders innovativ erscheint der Ansatz des Autors, das galizische deutsch-jüdische Schulprojekt aus der Perspektive der jüdischen Menschen zu rekonstruieren. Für aufgeklärt-absolutistische Reformkonzepte waren sie ja ein Objekt, dessen soziale und kulturelle Eigenart es zu verändern galt. Der Staat griff tief in die Lebenswelt galizischer Juden ein – etwa durch die ihnen immer wieder neu auferlegte spezifische Besteuerung, durch die Aufhebung der autonomen jüdischen Gerichtsbarkeit oder die Zwangseinführung deutscher Namen. Bemerkenswert ist, dass die Bestrebungen, die kulturelle und soziale Eigenart der jüdischen Bevölkerung zu ändern, Bestandteile eines einheitlichen Konzepts waren. In diesem Zusammenhang sei beispielweise ein Kreisschreiben des galizischen Gouverneurs Joseph Graf von Brigido vom 29. März 1788 erwähnt, in dem es um die „Begünsti-

gung der sich den Manufakturen, und den Ackerbaue widmenden Juden, und Abstellung ihrer Kleidertracht“<sup>1</sup> geht. Dass man dabei weitgehende Eingriffe in stark religiös bestimmte Bereiche nicht scheute, vermag das am 2. Mai 1787 erlassene Kreisschreiben über die „Abstellung des Mißbrauchs die Todten vor zweymal 24. Stunden zu begraben“<sup>2</sup> zu belegen. Um junge Jüdinnen und Juden zum Besuch der neuen aufgeklärten deutsch-israelitischen Schulen zu verpflichten, wurde im galizischen Toleranzpatent vom 7. Mai 1789 die Erteilung des Heiratskonsenses an die Vorlage eines entsprechenden Schulzeugnisses geknüpft.

Äußere Zwänge bewegten die meist der Tradition stark verbundene jüdische Bevölkerung zur Entwicklung eigener Gegenstrategien. Der von S. angewandte lebensweltliche Ansatz ermöglicht eine maximale Annäherung an dieses Wechselspiel zwischen dem Staat und der Bevölkerung. Die Tatsache, dass es kaum authentische Selbstquellen gibt, die etwa eine individuelle Perspektive jüdischer Schülerinnen und Schüler sowie deren Eltern vertreten würden, erschwert allerdings diese Aufgabe. Jene Perspektive wird im Buch hauptsächlich vermittels des amtlichen Schriftverkehrs, kollektiver Petitionen der jüdischen Bevölkerung sowie der Berichte und Klagen deutsch-jüdischer Lehrer erfolgreich rekonstruiert.

Das erste der drei Kapitel behandelt die Organisationsgeschichte der jüdischen deutschen Schulen und die Rolle Herz Hombergs. Ferner befasst sich S. mit den Intentionen des Staates und der Maskilim sowie mit dem Konflikt, den das deutsche jüdische Schulwesen in der jüdischen Gesellschaft Galiziens hervorrief. Zum Abschluss werden die kollektive Wahrnehmung des neuen Schulwesens durch die jüdische Bevölkerung, die Zwänge seitens der Staats- und Schuladministration einerseits und korporativ-lebensweltliche Widerstandsstrategien andererseits erörtert.

Sowohl in der Erfassung des Problems als auch in der Ausführlichkeit seiner Behandlung ist das Buch zweifelsohne ein Novum in der Erforschung der Haskala und der Geschichte der osteuropäischen Juden. Neue Ansätze werden allerdings durch eine gründliche Reflexion älterer wie neuerer einschlägiger Forschungsergebnisse ausbalanciert. Auf die Zwänge seitens des aufgeklärt-absolutistischen Staates und den korporativen Widerstand der jüdischen Bevölkerung im Bezug auf das deutsch-jüdische Schulwesen wies bereits Majer Bałaban in seinen zu Beginn des 20. Jh. in Polnisch und in Deutsch erschienenen Studien zu Herz Homberg und zur Geschichte der Juden in Galizien hin.<sup>3</sup> Neuere Publikationen zu Herz Homberg und zu maskilischen Schulprojekten betreffen vor allem wichtige Teilaspekte des behandelten Problems und verhelfen zu seiner historischen Kontextualisierung.<sup>4</sup>

<sup>1</sup> *Continuatio edictorum et mandatorum universalium in regnis Galiciæ et Lodomeriæ* a die 1. januar. ad ultimam decembr. Anno 1788 emanatorum, Leopoli 1788, S. 82.

<sup>2</sup> Ebenda, 1787, S. 95.

<sup>3</sup> MAJER BAŁABAN: *Herc Homberg i szkoły Józefińskie dla Żydów w Galicji (1787-1806)* [Herz Homberg und die Josephinischen Schulen für Juden in Galizien (1787-1806)], Lwów 1906; DERS.: *Herz Homberg in Galizien*, in: *Jahrbuch für jüdische Geschichte und Literatur* (1916), S. 198-221.

<sup>4</sup> Hier exemplarisch LOUISE HECHT: *Ein jüdischer Aufklärer in Böhmen. Der Pädagoge und Reformator Peter Beer (1758-1838)*, Köln u.a. 2008; RACHEL MANEKIN: *Naftali Herz Homberg. Ha-dmut we-ha-dimui* [Naphtali Herz Homberg. Gestalt und Vorstellung], in: *Zion* 71 (2006), S. 153-202; HELMUT TEUFEL: *Ein Schüler Mendelssohns – Herz Homberg als jüdischer Propagandist der josephinischen Aufklärung*, in: GERHARD AMMERER, HANNS HAAS (Hrsg.): *Ambivalenzen der Aufklärung. Festschrift für Ernst Wangermann*, Wien 1997, S. 187-204; RAINER WENZEL: *Den Samen der Tugend streut aus: Der unverdrossene Pädagoge und Aufklärer Herz Homberg*, in: *Kalonymos* 2 (1999), 3, S. 4-6.



Sehr überzeugend sind auch die Quellenbasis und der Umfang der referierten Literatur. Der einzige Kritikpunkt betrifft die allzu geringe Anzahl einschlägiger Publikationen in polnischer Sprache. Deutsch und Polnisch sind ja die beiden Sprachen, in denen der Großteil der Quellen zur Geschichte galizischer Juden des 18. und 19. Jh. verfasst sind. Bis zur galizischen Autonomie, als das Polnische zur Hauptsprache der Landesadministration wurde, erfüllten jüdische Gemeinden des Kronlandes strikt die Bestimmungen, wonach ihr gesamter Schriftverkehr wie auch die Geburts-, Heirats- und Sterbebücher in Deutsch gehalten sein musste. Gegenüber der lokalen Administration verwendete man aber selbst in der Theresianischen und Josephinischen Zeit sehr häufig das Polnische. Einschlägige polnischsprachige Literatur erschien bereits in der zweiten Hälfte des 19. und zu Beginn des 20. Jh. mit den Arbeiten von Ludwik Gumpłowicz, Moses Schorr und Majer Bałaban.<sup>5</sup>

Dieser Kritikpunkt schmälert aber keineswegs den Gesamtwert des besprochenen Buches. Seine Lektüre ist für alle, die auf dem Gebiet der Geschichte der Juden Ostmitteleuropas arbeiten, weiterführend. Mit Sicherheit handelt es sich um einen wichtigen Meilenstein in diesem Forschungsbereich.

St. Pölten

Svjatoslav Pacholkiv

<sup>5</sup> LUDWIK GUMPLÓWICZ: *Prawodawstwo polskie względem Żydów* [Die polnische Gesetzgebung bezüglich der Juden], Kraków 1867; MOSES SCHORR: *Organizacja wewnętrzna Żydów w Polsce* [Die innere Organisation der Juden in Polen], Lwów 1899; MAJER BAŁABAN: *Dzieje Żydów w Galicji i w Rzeczypospolitej Krakowskiej, 1772-1868* [Die Geschichte der Juden in Galizien und in der Krakauer Republik, 1772-1868], Lwów 1914.

**Iwona Janicka: *Kultura higieniczna Wilna w latach 1795-1915.*** [Die hygienische Kultur Wilnas in den Jahren 1795-1915.]. Wydawnictwo Uniwersytetu Gdańskiego. Gdańsk 2009. 310 S. ISBN 978-83-7326-587-5.

Die hier zu besprechende Dissertation von Iwona Janicka stellt eine gut recherchierte und detailreiche Beschreibung der hygienischen Bedingungen im Wilna (Vilnius) der Jahre 1795-1915 dar, die insbesondere der materiellen Stadtgeschichte eine in ihrer Komplexität bis dahin noch nicht behandelte, spannende Facette hinzufügt; eine Facette, die als Ausgangspunkt weiterer kulturwissenschaftlicher Analysen dienen kann.

J. definiert hygienische Kultur als die „Gesamtheit aller Aktivitäten materiellen (d.h. physische Veränderung der Umgebung, Lebensbedingungen) als auch intellektuellen Charakters (z.B. Gesetzgebung, Verabschiedung von Sanitätsvorschriften), die zum Schutz und zur Verbesserung des Gesundheitszustandes des Individuums und der Gemeinschaft sowie zu dessen Gestaltung und Verbreitung gedacht sind“ (S. 8). Die Studie gliedert sich in drei Teile: Diese behandeln das historische Profil der Stadt und ihre Verwaltung, die öffentliche Hygiene mit ihren drei wichtigsten Einflussfaktoren Boden, Wasser und Luft sowie die private Hygiene (u.a. Krankheiten, Ernährungs-, Wohnungs- und Körperhygiene). Jeder Abschnitt wird anhand von Sekundärliteratur, Presseberichten sowie archivalischen Quellen sehr dicht beschrieben. Diese Schilderung erfolgt allerdings leider allzu oft lediglich anhand von Daten, Zahlen und positivistischer Beschreibung, so dass man sich während der Lektüre bisweilen fragt, wann die hygienische Kultur Wilnas denn endlich konzeptuell und analytisch, über ihre Materialität und Gesetzgebung hinaus, thematisiert wird.

Der einleitenden Skizze zur historischen Entwicklung Wilnas folgt eine Darstellung der für die Hygiene und deren Implementierung verantwortlichen Verwaltungsstruktur. Dieser ist zu entnehmen, dass sich die organisatorischen Strukturen Wilnas mehrfach änderten (u.a. 1795 mit der Eingliederung Wilnas in das Russische Reich, mit den Thronwechseln 1795-1915 oder aufgrund politischer Sanktionen wie z.B. nach dem November-Aufstand von 1830/31) und sich keine Verwaltung etablierte, die in Hygienefragen durchsetzungsfähig gewesen wäre. Es gab keine Instanzen, die ausschließlich die hygienischen Bedingun-

gen und Einrichtungen zu überwachen und zu gestalten hatten. Die entsprechenden Aufgaben fielen als eine von vielen in die Kompetenz des Stadtrates. Als erstes zeitweilig selbstständiges Organ mit medizinisch-polizeilichen Befugnissen wurden in den 1870er Jahren zwei Stadtärzte eingesetzt, die für alle gut 80 000 Einwohner zuständig waren (S. 186). Ihre Einstellung markierte eine Wende in der Hygiene-Politik der Stadt. Zuvor war diese Zuständigkeit auf die Stadtverwaltung, den Ärzteverein und einzelne Ärzte verteilt gewesen. Erst in den 1880er und 1890er Jahren begann einerseits eine Vereinheitlichung der Gesundheitspolitik und andererseits eine Spezialisierung der für die Hygiene zuständigen Organe. So wurden beispielsweise 1899 ein Sanitätsrat und ein tierärztlicher Rat berufen, nachdem vier Jahre zuvor eine Berufsfeuerwehr installiert worden war. Viele Initiativen, wie z.B. eine einheitliche Straßenbeleuchtung, waren zwar schon viel früher auf den Weg gebracht (oft schon in den 1830er und 1840er Jahren), aber nicht beendet bzw. erst Jahre später wieder aufgenommen worden.

Diesem politischen Ringen lagen auch die Unfähigkeit und fehlende Kompetenz vieler aus Russland entsandter Beamter, Korruption und die finanziellen Schwierigkeiten, mit denen Wilna zu kämpfen hatte, zugrunde. Gerade der finanzielle Aspekt veranlasste die Stadtverwaltung, einige der Aufgaben bzw. die mit ihnen verbundenen Kosten – wie z.B. die Verbesserung der Straßen und öffentlichen Plätze – auf die Stadtbewohner abzuwälzen. Die Kanalisation entwickelte sich überaus langsam und wurde anfänglich nur im Zentrum der Stadt verlegt. Die Anwohner durften sich zwar an die Kanalisation oder an die Trinkwasserleitung anschließen, aber nur auf eigene Kosten, was sich nur einige wenige wohlhabende Bürger leisten konnten. Nach demselben Prinzip wurden viele hygienische Maßnahmen bis in die 1880er und 1890er Jahre hinein durchgeführt; Gesetzgebung und Durchsetzung hygienischer Maßnahmen entwickelten sich also ungleichmäßig, und Wilna war (und blieb es bis zum Anfang des 20. Jh.) „eine Stadt voller Kontraste. Auf der einen Seite triumphierte Glanz und Glamour der reichen Schlösser und Herrenhäuser, auf der anderen Seite schimmelige und dunkle Wohnungen der Wohnhäuser und Souterrains“ (S. 252). Dieser beklagenswerte Zustand lag, so J., nicht allein in den Versäumnissen der Stadtverwaltung, sondern auch in der Unbelehrbarkeit der Bevölkerung begründet, die ihre traditionellen Einstellungen und den Veränderungen in der Stadt nicht mehr angemessenen Gewohnheiten pflegten. Woher diese ablehnende Haltung hygienischen Neuerungen gegenüber resultierte sowie ob und welche Konzepte und Strategien es zur Popularisierung von Hygiene seitens der Stadt oder der Ärzte gab, bleibt unklar und wird nur unzureichend kommentiert.

Mit diesen Ausführungen über die hygienischen Bedingungen Wilnas korrespondiert allerdings kaum die einleitende stadthistorische Skizze, die gerade für den am ostmitteleuropäischen Kontext interessierten, aber mit diesem Kontext weniger vertrauten Leser von Bedeutung wäre. Einer kurzen Beschreibung der politischen Umstürze und Wandlungen bis 1812 folgt eine Darstellung der polnischen konspirativen Vereinigungen und der polnischen Nationalbewegung, die in keinerlei Zusammenhang mit der zu behandelnden hygienischen Kultur gebracht wird. Ferner thematisiert J. sowohl in der Einleitung als auch im Hauptteil hauptsächlich die polnischsprachige bzw. sich als polnisch verstehende Bevölkerung Wilnas. Die in sprachlicher, konfessioneller und ethnischer Hinsicht vielschichtige Struktur der Stadt wird nur am Rande erwähnt und nicht weiter analysiert. Unzureichend erklärt bleibt somit u.a. die mehrmals angedeutete, aber nicht ausführlich behandelte Problematik der hygienischen Kultur der Juden. Das jüdische Viertel galt als „eine Ansammlung von Schmutz und krankheitserregendem Gestank“ (S. 106), gleichzeitig verfügte die jüdische Gemeinde über ein eigenes Wasserreservoir und beteiligte sich an der Erweiterung der Kanalisation. Dieser Widerspruch, die Beteiligung an den sanitären Neuerungen sowie der hygienische Habitus der jüdischen Gemeinde hätten klarer herausgearbeitet werden sollen.

Zu loben ist die Visualisierung dieses andernorts oftmals trocken abgehandelten Themas. Zahlreiche tabellarische Aufstellungen sowie Fotografien werden als Anschauungs-

material herangezogen, viele davon allerdings ohne Quellenangabe. Trotz der hier dargestellten Unzulänglichkeiten lässt sich aber sagen, dass die Studie dem Leser ein anschaulich herausgearbeitetes Bild hygienischer Einrichtungen wie Krankenhäuser, Friedhöfe, Straßenbaumaßnahmen, Wasserabführung sowie eine faktenreiche Beschreibung der ärztlichen Ausbildung in Wilna oder der Badegewohnheiten seiner Bevölkerung liefert. Das Versprechen, die hygienische Kultur Wilnas als „soziale Praktik, Form des Agierens“ (S. 8) im Sinne der Gesetzgebung und seiner Implementierung zu betrachten, wird eingelöst. Schade ist nur, dass dies auf einer rein beschreibenden und nicht auch auf einer reflektierenden Ebene geschieht.

Marburg

Justyna A. Turkowska

**East European Identities in the 19th and 20th Century.** Hrsg. von Arnold Suppan und Richard Lein. (Europa Orientalis, Bd. 8.) LIT-Verl. Wien u.a. 2009. 255 S., Ill., graph. Darst., Kt. ISBN 978-3-643-50102-8. (€ 24,90.)

Das österreichische Ministerium für Wissenschaft und Forschung begann schon in den 1970er Jahren in den USA und später auch in anderen Ländern mit der Gründung von Centers for Austrian Studies. Unter „Austrian Studies“ versteht man Forschung im Bereich der Geschichte und Kultur in der ehemaligen Habsburgermonarchie, aber im weiteren Sinne handelt es sich dabei eigentlich um „Central European Studies“. 2007 begann sich in dieser Richtung eine andere Tradition zu entwickeln. Im Center for Austrian Studies in Minnesota hat die erste Jahrestagung der Wissenschaftler und Studenten aus allen diesen ausländischen Institutionen stattgefunden. Die Ergebnisse dieser Tagung sind in einem Sammelband dokumentiert.<sup>1</sup> 2008 fand in Alberta am Wirth Institute for Austrian and Central European Studies die zweite Jahrestagung statt; Ergebnis ist der hier anzuzeigende Sammelband.

Der Band besteht aus zwei Teilen. Im ersten Teil sind die Tätigkeitsberichte der einzelnen außerösterreichischen Institutionen, inklusive des heimischen Instituts für Osteuropäische Geschichte an der Universität Wien, publiziert. Der zweite Teil besteht aus Forschungsergebnissen von Studenten und jungen Wissenschaftlern. Während der erste Teil eigentlich nur informativen Wert hat, lassen sich im zweiten einige neue und interessante Studien finden. Lisa A. Peschel analysiert und vergleicht zwei publizierte Memoiren von Überlebenden des Ghettos Theresienstadt – Anna Auředníčková's *Tri léta v Terezíně* (Drei Jahre in Theresienstadt) und Emil Utitz' *Psychologie života v Terezinském koncentračním táboře* (Lebenspsychologie im Konzentrationslager Theresienstadt). David Schriffl schreibt über die österreichisch-slowakischen Beziehungen in den Jahren 1945–1968. Es überrascht, wie komplex der Vf. diese Beziehungen zu schildern vermag, obwohl keine offiziellen österreichisch-slowakischen Beziehungen in dieser Zeit existierten. András Sziklai beschäftigt sich mit dem jüdischen Thema in den Beziehungen zwischen zwei Psychoanalytikern, Sigmund Freud und Sándor Ferenczi, und Anat Varon analysiert Franz Werfels Suche nach Identität in Österreich zur Zeit der Ersten Republik. In diesem Beitrag geht es aber nicht nur um Werfel, sondern auch um Probleme der österreichischen Identität im Allgemeinen, wobei Varon von der These ausgeht, dass die in der Habsburgermonarchie geborenen Österreicher ihre Heimat verloren haben. Der Niedergang der galizischen Stadt Brody während des 19. Jh. ist das Thema von Börries Kuzmanys Beitrag, und Susanne Cohen-Weisz analysiert die Entwicklung der österreichisch-jüdischen Identität. Nina Paulovičová präsentiert die Ergebnisse ihrer Forschung über die Stellung der Frauen in der slowakischen Nationalbewegung und Eva R. Hudcová

<sup>1</sup> ARNOLD SUPPAN, RICHARD LEIN (Hrsg.): *From the Habsburgs to Central Europe*, Wien u.a. 2008.

schildert in ihrem literarischen Artikel die Wahrnehmung des Westens in den Werken der sog. Ostautoren. Der Beitrag von Mitherausgeber Richard Lein ist ein interessanter Versuch, die berühmte Legende von dem angeblichen „Verrat“ des im Ersten Weltkrieg in Prag stationierten 28. Infanterieregiments zu enttarnen. Wahr ist, dass dies bereits im Jahre 2006 dem tschechischen Historiker Josef Fučík<sup>2</sup> gelungen ist, Lein arbeitet aber mit Originaldokumenten aus den Wiener Archiven. Für weniger vertraute Leser wäre sicher die Erklärung sinnvoll gewesen, dass in der Literatur eigentlich zwei Ortschaften namens Zborov bekannt sind (in der heutigen Slowakei und in der Ukraine) und in diesem Kontext das slowakische Zborov gemeint ist.

Die Beiträge in dem Sammelband sind sehr heterogen, der Beitrag von Marion Wieser ist zum Beispiel den letzten US-amerikanischen Präsidentschaftswahlen von 2008 gewidmet. Ein Leser, der dem Titel des Bandes folgend neue Forschungen über osteuropäische Identitäten sucht, muss enttäuscht werden. Osteuropa ist hier eigentlich nur in dem Beitrag von Kuzmany Thema, und Identitäten finden mehr oder weniger nur am Rande Erwähnung. Am ausführlichsten werden Fragen der jüdischen Identität im mitteleuropäischen Raum besprochen. Vielleicht wäre es sinnvoll, die zukünftig geplanten Beiträge dieser Reihe als Jahrbuch, eventuell unter dem Titel „Beiträge zur ...“, zu veröffentlichen.

Bratislava

Dušan Kováč

<sup>2</sup> JOSEF FUČÍK: Osmadvacátníci. Spor o českého vojáka Velké války 1914-1918 [Die Achtundzwanziger. Der Streit über den tschechischen Soldaten im Großen Krieg 1914-1918], Praha 2006.

**Andrzej Wierzbicki: Europa w polskiej myśli historycznej i politycznej XIX i XX wieku.** [Europa im polnischen historischen und politischen Denken des 19. und 20. Jahrhunderts.] Centrum Europejskie Natolin – Trio. Warszawa 2009. 267 S. ISBN 978-83-7436-207-8.

Der Warschauer Professor Andrzej Wierzbicki hat sich in den letzten Jahrzehnten durch seine zahlreichen Publikationen insbesondere auf dem Feld der polnischen Historiografieforschung einen Namen gemacht. Mit der vorliegenden Studie folgt W. einem aktuellen Trend der Europa-Forschung, der Fragen nach der Konstruktion europäischer Identität und einer gemeinsamen europäischen Vergangenheit in den Mittelpunkt rückt. Im Rahmen der vermeintlichen „Rückkehr“ ostmitteleuropäischer Staaten nach Europa in den 1990er Jahren und der EU-Osterweiterung 2004 scheint dieses Thema heute für Polen von ganz besonderer gesellschaftspolitischer Relevanz zu sein. Das „Gefühl von Europäizität“ sei – so der Autor – schon immer ein zentrales Element des polnischen Nationalbewusstseins gewesen (S. 14). W. knüpft u.a. an Arbeiten von Jerzy Jedlicki oder Andrzej Walicki zum Europa-Diskurs in Polen an und greift insbesondere auf seine eigene diskursanalytische Abhandlung zu diesem Thema zurück.<sup>1</sup>

In seiner breit angelegten Arbeit untersucht W. zwei unterschiedliche Ebenen des polnischen Europa-Diskurses im 19. und 20. Jh. Zum einen widmet er sich den Europaplänen und -visionen polnischer Intellektueller im gesellschaftspolitischen Diskurs. Zum anderen befasst er sich mit der Konstruktion von Europa-Bildern auf historiografischer Ebene und erörtert, welchen Platz die polnischen Historiker ihrer Nation im „europäischen“ Geschichtsprozess zuschrieben. Die Gliederung der Arbeit erfolgt chronologisch – für das 19. Jh. nach geistesgeschichtlichen Kriterien (Aufklärung, Romantik, Positivismus), für das 20. Jh. anhand politischer Zäsuren (Zwischenkriegszeit, Nachkriegszeit). Die Kapitelüberschriften deuten eine thematische Strukturierung an, sind jedoch oft von so allgemeiner

<sup>1</sup> ANDRZEJ WIERZBICKI: Wschód-Zachód w koncepcjach dziejów Polski [Osten-Westen in Konzeptionen der Geschichte Polens], Warszawa 1984.

Natur („Polen in Europa“, „Europhile, Europhobe, Euroskeptiker“), dass sie nur wenig Aufschluss über mögliche Charakterisierungen von Europa-Vorstellungen in den jeweiligen Perioden geben. Als hilfreich erweist sich der Personenindex im Anhang.

Der wissenschaftlichen Herausforderung, die begriffliche Unschärfe „Europas“ theoretisch in den Griff zu bekommen, stellt sich W. nur ansatzweise. Er belässt es bei der Anmerkung, dass Vorstellungen von „Europa“ stets mit der Begriffsopposition von „Westen“ und „Osten“ verknüpft waren und dass es sich bei diesen Begriffen um weit mehr handelte als um objektive Kontinentbezeichnungen oder Himmelsrichtungen. Eher indirekt bestätigt er den konstruktiven Charakter dieser „historisch-kulturellen“ bzw. „zivilisatorischen“ Räume (S. 13) bzw. der „zivilisatorischen Geografie Europas“ (S. 32). Trotz der verwendeten Terminologie wird von W. jedoch kein Bezug zum hier durchaus produktiven Ansatz der *mental maps*-Forschung hergestellt. Problematisch erscheint es, wenn W. die Raumvorstellungen „Osten“ und „Westen“ zwar als mentale Konstrukte der einzelnen historischen Akteure analysiert, parallel dazu aber diese Begriffe auch als tatsächliche historische Einheiten essentialisiert und als wissenschaftliche Raumkategorien verwendet – z.B. bei der Gleichsetzung von Renaissance und Reformation mit dem „Westen“ (S. 14 f.).

Einführend skizziert W. am Beispiel des Antemurale-Topos die Tradition der polnischen Europa-Vorstellungen vom Mittelalter bis zur Aufklärung und leitet so in den Europa-Diskurs des 19. Jh. über. Die Frage, wie sich diese Vorstellung von Polen als „Vormauer Europas“ dann im 19. und 20. Jh. sowohl in der Geschichtsschreibung als auch als Schlagwort im politischen Diskurs weiterentwickelte, wird in den folgenden Kapiteln bedauerlicherweise nur noch in Einzelfällen thematisiert; die Analyse geht in dieser Hinsicht nicht über die Studien von Janusz Tazbir hinaus.

W. betont die entscheidende Bedeutung des 18. Jh. für das historiografische Europa-Verständnis. Auf der einen Seite prägte der Sarmatismus die Vorstellung von Polens Sonderweg in Europa, auf der anderen Seite führten in der Aufklärung universalistische Geschichtsmodelle und eurozentrische Begriffsbestimmungen von Zivilisation und Fortschritt zu der Frage nach Polens Rückständigkeit im Vergleich zum „Westen“. Damit wurden die Grundfragen des polnischen Geschichtsdenkens in der Teilungszeit vorgegeben: War Polen in der Vergangenheit vom gesamteuropäischen Geschichtsprozess abgewichen oder folgte es in seiner Geschichte einem individuellen, aber gleichwertigen Entwicklungspfad?

Für die Analyse der polnischen Europa-Pläne greift W. zumeist auf Basistexte des polnischen Europa-Diskurses zurück, die meist auch in deutscher Sprache vorliegen.<sup>2</sup> Kennzeichnend für die polnischen Konzeptionen im 19. Jh. war die Forderung nach einer völligen Neuordnung Europas, da die „europäische Idee“ stets von der Wiederherstellung des polnischen Staates abhängig gemacht wurde. Je nach politischer Orientierung sah man Frankreich oder Russland als hegemoniale Kräfte, die eine europäische Vereinigung herbeiführen konnten, oder aber man entwickelte utopische Verfassungspläne einer europäischen Föderation (Kapitel 2). Der konzeptionelle Rahmen dieses Buches hätte es nahegelegt, hier auch auf die Verschränkungen und Wechselwirkungen zwischen politischer Publizistik und Geschichtsdenken einzugehen und der Frage nachzugehen, welche konkreten historischen Argumente für die verschiedenen Europa-Utopien herangezogen wurden. Eine Zusammenführung der beiden Diskursebenen erfolgt jedoch nur gelegentlich, so etwa im Fall von Bolesław Limanowski und Feliks Koneczny, deren historische Argumentation polnische Alternativen zur Paneuropa-Bewegung in der Zwischenkriegszeit liefert.

<sup>2</sup> PETER OLIVER LOEW: Polen denkt Europa. Politische Texte aus zwei Jahrhunderten, Frankfurt a.M. 2004; WŁODZIMIERZ BORODZIEJ u.a. (Hrsg.): Option Europa. Deutsche, polnische und ungarische Europapläne des 19. und 20. Jahrhunderts, Göttingen 2005.

Dem Gedankengut der polnischen Romantik, einem seiner Spezialgebiete<sup>3</sup>, widmet sich W. im dritten und vierten Kapitel. Er untersucht hier das ambivalente Verhältnis von polnisch-nationalen und slawophilen Orientierungen zur europäischen Idee. Dabei wird deutlich, dass Nationalismus und Slawophilie die Herausbildung eines Europa-Bewusstseins sowohl unterstützen als auch hemmen konnten. So führten die polnischen Erfahrungen in der Großen Emigration keineswegs zwangsläufig zu einer prowestlichen Orientierung, sondern schürten vielmals sogar den Gegensatz zwischen Polen und dem „Westen“. Die Vorstellung einer slawischen Gemeinschaft war hingegen durchaus geeignet, die Autochthonie Polens in Europa zu belegen und sich gegen ein „entslawisiertes“ und daher „außer-europäisches“ Russland abzugrenzen. Die Frage, welchen Beitrag Polen für die europäische Gemeinschaft zu leisten vermochte, war für polnische Intellektuelle wohl besonders deshalb so relevant, weil sie die Möglichkeit bot, eine geeignete Strategie zur Kompensation der eigenen Staatslosigkeit zu entwickeln. Polen wurde z.B. eine demokratische Vorbildfunktion für Europa zugeschrieben (Joachim Lelewel), für die Rettung Europas prädestiniert (Adam Mickiewicz) oder zum wichtigen Missionar europäischer Werte im „Osten“ bestimmt (Henryk Kamieński).

Das von W. bereits in seinen früheren Arbeiten ausgearbeitete Modell eines der polnischen Geschichtsphilosophie innewohnenden Dualismus von mono- und multilinearischen Fortschrittskonzeptionen bildet hier die Grundlage einer möglicherweise etwas schematischen Darstellung der Europa-Vorstellungen in den verschiedenen Historikerschulen nach dem Januaraufstand. Die Historiker sowohl der Krakauer als auch der Warschauer Schule waren von der Zugehörigkeit Polens zum „Westen“ überzeugt und betrachteten Europa als Vorbild. Während die pessimistischen Konzeptionen von Walerian Kalinka, Józef Szujski, Michał Bobrzyński und Stanisław Smolka jedoch aufzeigten, dass Polen vom „europäischen“ Weg abgekommen sei, wiesen die optimistischen Konzeptionen von Tadeusz Korzon und Władysław Smoleński darauf hin, dass Polen dem „europäischen“ Pfad stets gefolgt sei bzw. auf diesen wieder zurückgefunden habe. Das neoromantische Denken am Anfang des 20. Jh. knüpfte hingegen an die Ideen der Zeit zwischen den polnischen Aufständen an und betonte die Sonder- bzw. Vorrangstellung Polens in Europa (Kapitel 5).

W. gelingt ein sehr dichter, konziser und gleichzeitig gut lesbarer Überblick über die Entwicklung des Europa-Diskurses in Polen, dem im Bereich der polnischen Europafor-schung hinsichtlich des zeitlichen Rahmens und der Verbindung von politischem Diskurs und Geschichtsdanken durchaus Pioniercharakter zugeschrieben werden kann. Durch die geschickte Auswahl prominenter zeitgenössischer Ideengeber zeigt W. die unterschiedlichen Facetten und Ambivalenzen von Polens Selbstpositionierung in Europa auf. Das Buch eröffnet somit ein breites Panorama der vielfältigen Ideen und Bewertungen von Europa und thematisiert wesentliche Grundfragen, die für die polnische Identitätsbildung in den letzten zwei Jahrhunderten immer wieder von Bedeutung waren. Weitgehend offen bleiben Fragen, in welcher Beziehung die verschiedenen intellektuellen Einzelpositionen zueinander standen, wie repräsentativ und innovativ die individuellen Europa-Konstruktionen wirklich waren und auf welche Resonanz sie letztendlich in der Gesellschaft stießen. Wer sich besonders zum 19. Jh. noch tiefgründiger mit einzelnen Aspekten dieser Arbeit befassen möchte, sei auf die sehr ausführlichen, früheren Publikationen von W. verwiesen, aus denen der Autor selbst in dieser Arbeit des Öfteren ganze Passagen fast wörtlich übernimmt.

Wien

Burkhard Wöller

<sup>3</sup> ANDRZEJ WIERZBICKI: *Historiografia polska doby romantyzmu* [Die polnische Historiografie in der Zeit der Romantik], Wrocław 1999.

**Zivilgesellschaft im östlichen und südöstlichen Europa in Geschichte und Gegenwart.**  
Hrsg. von Jörg Hackmann und Klaus Roth. (Völker, Staaten und Kulturen in Ostmitteleuropa, Bd. 5.) Oldenbourg. München 2011. 294 S., graph. Darst., Kt. ISBN 978-3-486-70495-2. (€ 39,80.)

Obgleich die Protestbewegungen und gesellschaftlichen Selbstorganisationen innerhalb der sozialistischen Staaten Osteuropas maßgeblich den wissenschaftlichen Diskurs über den Begriff der Zivilgesellschaft nach dem demokratischen Umbruch 1989 belebt haben, beherrscht bislang vor allem der „westliche“ Raum die Theorie bildende Diskussion. Dies ist Grund genug, einen Tagungsband über Zivilgesellschaft im östlichen und südöstlichen Europa auch mit einiger zeitlicher Verzögerung – die Tagung des Johann Gottfried Herder-Forschungsrates fand bereits 2003 statt – herauszubringen. Doch es ist nicht nur das räumliche Spektrum, das hier anregende Aspekte in die Diskussion einbringt, sondern die Beiträge greifen zusätzlich auch einige Desiderate der bisherigen Forschungsdebatte auf. So wurde bisher oft bemängelt, dass in den gängigen theoretischen Ansätzen die Felder Wirtschaft und Religion entweder per definitionem ausgeschlossen oder nur am Rande betrachtet wurden. Diesen und weiteren Themenbereichen stellen sich die in dem vorliegenden Band zusammengestellten Abhandlungen für den osteuropäischen Raum in zeitlich übergreifender Perspektive.

Einleitend nehmen die Hrsg. die aktuelle Forschungsdiskussion auf und setzen sie in Bezug zu den spezifischen Strukturen der osteuropäischen Geschichte. Während Jörg Hackmann bei den zentralen Fragestellungen zur Analyse zivilgesellschaftlicher Entwicklung auf die Notwendigkeit hinweist, auch die Bereiche Familie, Religion und Geselligkeit zu berücksichtigen, stellt Klaus Roth in Frage, ob das westlich geprägte normative Konzept von Zivilgesellschaft die Lebenswirklichkeit gerade auch in Südosteuropa überhaupt zutreffen könne, zumal die gemeinhin angenommenen Voraussetzungen zivilgesellschaftlichen Handelns hier nur ansatzweise gegeben seien.

Dass andererseits die Förderung zivilgesellschaftlicher Strukturen in manchen ostmitteleuropäischen Rechtsnormen nach 1989 auch als Stimulus für radikaldemokratische Kritik in Westeuropa dienen kann, zeigt Angelika Nußberger, die in ihrem Beitrag über Zivilgesellschaft als neues Konzept des Verfassungsrechts auf die unterschiedlichen Voraussetzungen und Entwicklungen in Ostmitteleuropa (Reformen durch Runde Tische) und Osteuropa (Reform von oben) und die daraus resultierenden, divergierenden Kodierungen verweist. Die Bedeutung der Wirtschaftsordnung in ihren Komponenten Planungssystem und Eigentumsordnung analysiert Karl von Delhaes für die zivilgesellschaftlichen Aktivitäten in den sozialistischen Systemen, wobei er letztlich historische Erfahrungen und Traditionen als wichtiger für das Handeln einschätzt als die materiellen Voraussetzungen.

Mit den historischen Voraussetzungen früher Formen zivilgesellschaftlichen Engagements beschäftigen sich dann auch die meisten Beiträge des Bandes in ganz unterschiedlichen Bereichen. So untersucht Hermann Beyer-Thoma die Aktivitäten der russischen Altgläubigen, die sich, religiös motiviert, von Staat und Staatskirche unabhängige, gesellschaftliche und wirtschaftliche Organisationsstrukturen schufen, die oftmals die ursprünglichen Beweggründe überdauerten und zum Nährboden für nationalistische Vorstellungen wurden. Den Einfluss von Religion und insbesondere der Infrastrukturen der katholischen Kirche auf das Entstehen zivilgesellschaftlicher Organisationen untersucht Eligiusz Janus für das preußische Teilgebiet Polens im 19. Jh. Während einerseits die restriktive und auf Exklusion zielende Politik der Staatsmacht die zivile Selbstorganisation der polnischen Bevölkerung geradezu erzwungen habe, seien andererseits Ausmaß und Intensität der organischen Arbeit (*praca organiczna*) ohne die Unterstützung durch die kirchlichen Strukturen nicht denkbar gewesen. Eine ganz andere Rolle des Staates beschreibt Harald Heppner für die Habsburgermonarchie. Er sieht ihn hier als Impulsgeber zivilgesellschaftlicher Ansätze, der auf diese Weise Wohlstand und Harmonie im polyethnischen Reich habe steuern wollen. Für die böhmischen Länder weist Robert Luft auf eigenständige Traditionen ziviler Organisations- und Denkweisen hin, die bis in die Zeit der Aufklärung zu-

rück- und bis in die Gegenwart hineinreichten, wobei die nationale Konkurrenz von Deutschen und Tschechen zur Bildung von Partialgesellschaften geführt, damit gleichzeitig aber auch eine hohe gesellschaftliche Mobilisierung gefördert habe. In ähnlicher Weise beschreibt Elena M a n n o v á die Chancen und Begrenzungen des Potenzials von Vereinen in der Slowakei. Die Asynchronität der Nationalismen schuf hier unterschiedliche Voraussetzungen für Ungarn, Slowaken und Tschechen, die sich im Grad der Organisation deutlich feststellen lassen.

Einen interessanten Ansatz wählt Juliane Brandt, die die spezifische Struktur eines neu besiedelten ungarischen Marktflückens nach der Rückeroberung vom Osmanischen Reich seit dem 18. Jh. als „Voraussetzungsfeld der Entfaltung von Zusammenschlüssen“ (S. 231) betrachtet. Ethnisch und konfessionell gemischt, grenzte sich die Bevölkerung bereits siedlungstechnisch voneinander ab, Vereine und freiwillige Zusammenschlüsse entstanden vor allem berufsspezifisch entlang der konfessionellen und sprachlichen Trennlinien. Trotz übergreifender Herausforderungen änderte sich dies bis zum Ersten Weltkrieg nicht, wohl aber differenzierten sich die Vereine in sozialer Hinsicht aus. Bei der Suche nach den Anfängen zivilgesellschaftlichen Handelns wirft Gabriele Wolf einen Blick auf das selbst organisierte Theater als Bildungsinstitution im Bulgarien des 19. Jh. und sein Streben nach institutioneller Verankerung und staatlicher Anerkennung, während Claudia Weber die Rolle bulgarischer Veteranenverbände bei der Implementierung einer nationalen Erinnerungskultur nach 1878 untersucht, die den staatlichen Vorstellungen von einer fortschrittlichen europäischen Nation zuwiderlief und eine konkurrierende Gesellschaftsvision anbot. Wenn Weber hier von einer Polyvalenz der Analysekatégorie Zivilgesellschaft spricht, die in der Interaktion unterschiedlicher Trägerschichten und Vermittlungsmedien zutage tritt, so ist dies nicht nur auf den Fall Bulgariens anzuwenden. Ihr Plädoyer für mehr Sensibilität gegenüber den diachronen und asymmetrischen Entwicklungen der europäischen Geschichte gilt für die historische Vielfalt des gesamten osteuropäischen Raumes im besonderen Maße. Der vorliegende Band mit seinem breiten Spektrum unterschiedlichster Betrachtungen von Ungarn bis Russland und von Lettland bis Serbien bietet dazu anregende Ansätze. Wünschenswert wäre eine weitere Vertiefung der hier begonnenen Auseinandersetzungen mit den divergierenden zivilgesellschaftlichen Traditionen und ihren Kontinuitäten gerade auch in den sich ändernden Kontexten des 19. und 20. Jh.

Düsseldorf

Sabine Grabowski

**Granica.** Die deutsch-polnische Grenze vom 19. bis zum 21. Jahrhundert. (Colloquia Baltica, Bd. 19.) Hrsg. von Karoline Gil und Christian Pletzing. Meidenbauer. München 2010. 176 S., graph. Darst., Kt. ISBN 978-3-89975-213-7. (€ 29,-.)

Wohl kaum eine andere europäische Staatsgrenze bildete in der neueren europäischen Geschichte ein solches Politikum wie die deutsch-polnische. Während sie bis zu den Teilungen Polens lange Zeit über stabil gewesen war, existierte sie seitdem lediglich in der Vorstellungswelt der polnischen Nationalbewegung und wurde erst in der Nachfolge des Ersten Weltkrieges wieder politische Realität. In der Weimarer Republik bildete sie als „blutende Grenze“ den Ausgangspunkt für revisionistische Bestrebungen von deutscher Seite. Mit dem deutschen Überfall auf Polen im September 1939 endete ihre politische Existenz erneut, nur um im Sommer 1945 von den Siegermächten wieder hergestellt zu werden. Während dieses gesamten Zeitraums war sie stets Gegenstand von Debatten in Politik, Publizistik und Wissenschaft beiderseits der Grenze. Sie wurde analysiert, diskutiert und stets neu imaginiert und entwickelte sich auf diese Weise zum Symbol eines deutsch-polnischen Antagonismus, der erst in der vertraglichen Anerkennung der sog. Oder-Neiße-Linie durch das (wieder)vereinigte Deutschland im Jahr 1990 ein Ende zu finden schien.

Diese Debatten stehen im Mittelpunkt des von Karoline Gil und Christian Pletzing herausgegebenen Sammelbandes, der auf einer im Juni 2008 stattgefundenen Tagung der Academia Baltica basiert. Zwar liegen bereits einige fundierte Arbeiten zur Geschichte der



deutsch-polnischen Grenze vor.<sup>1</sup> Die Hrsg. halten aber als Ziel des Werkes fest, erstmals in einem Sammelband zur deutsch-polnischen Grenzthematik Wissenschaftler beider Länder zu vereinen, die sich dem Bedeutungswandel dieser gemeinsamen Grenze zwischen „Nationalisierung und Europäisierung“ (S. 9) und dem Alltag der Menschen auf beiden Seiten widmen.

Eingeleitet wird der Sammelband von einem Essay Uwe Rada s zu einer Art Kulturgeschichte des Grenzflusses Oder. Die weiteren Beiträge widmen sich chronologisch zentralen Aspekten der Grenzproblematik vom 19. Jh. bis in die Gegenwart, wobei die Zeiträume bis 1918 und nach 1945 deutliche Schwerpunkte bilden. Die Beiträge von Gregor Thum und Christhardt Henschel geben entscheidende Momentaufnahmen der deutschen Diskurse über eine (mögliche) deutsch-polnische Grenze vor 1918 wieder. Der Beitrag von T. zeichnet die diesbezüglichen Paulskirchendebatten während der Revolution von 1848/49 nach und bringt sie in Zusammenhang mit der imperialen *Frontier*-Debatte der USA. Auf diese Weise verdeutlicht T. überzeugend, dass sich bereits in der deutschen Nationalbewegung des 19. Jh. Ideen einer territorialen Expansion gen Osten etablierten und die für das 20. Jh. so charakteristische deutsche Vorstellung einer „dynamischen Ostgrenze“ durchsetzte. H. wiederum zeichnet die deutschen Diskurse über einen schützenden „polnischen Grenzstreifen“ gegen eine (imaginierte) Bedrohung aus dem Osten nach, die in enger Anlehnung an die Diskussionen über eine deutsche Ostexpansion und Siedlungspolitik geführt wurden. Beide Beiträge zeigen sowohl die Genese zentraler Topoi, wie der deutschen Ostkolonisation, als auch einer spezifischen Grenzlandideologie und -mentalität, die dazu führte, dass die Mehrheit der deutschen Bevölkerung sich durch die territorialen Verluste in Folge des Versailler Vertrages um ihre Möglichkeiten im Osten betrogen sah. Damit leisten sie einen fundierten Beitrag zu einer besseren Einordnung der andauernden deutschen Auseinandersetzung mit den Grenzen im Osten.

Gernot Briese witz widmet sich der deutsch-polnischen Grenze als Raumimagination in der polnischen und deutschen Geografie des 19. und 20. Jh., wodurch diese Fachdisziplin als zentrale Teilnehmerin der Grenzdebatten hervortritt. Überzeugend zeichnet er die Politisierung und Instrumentalisierung der wissenschaftlichen Forschung auf beiden Seiten nach, auch wenn er in seinem Resümee dies nur der deutschen Seite bescheinigt. Die Zwischenkriegszeit wird durch Dawid Smo lor z abgedeckt, der sich der deutsch-polnischen Grenze in Oberschlesien nach der Teilung durch die Botschafterkonferenz 1922 widmet. S. verdeutlicht die konkreten Auswirkungen der neuen Grenzziehung auf den Alltag der im Grenzgebiet lebenden Menschen anhand zahlreicher Regelungen zum alltäglichen Passieren der Grenze und der Neuorganisation der nun abgeschnittenen Infrastruktur, wie etwa Straßen und Zugstrecken. Während die oberschlesische Grenze auf diese Weise sehr drastische Konsequenzen für den Lebensalltag der Menschen hatte, war bei den nachfolgenden Machthabern im nationalsozialistischen Deutschland und in der Volksrepublik Polen jegliche Erinnerung an diese Grenze unerwünscht, so dass ihre Spuren in den Städten beinahe komplett ausgelöscht wurden.

Der Zeitraum von 1945 bis 1989/90 wird durch die Beiträge von Burkhard Olschowsky und Matthias Stickler abgedeckt. O. widmet sich der „Oder-Neiße-Friedensgrenze“ zwischen der DDR und der Volksrepublik Polen. Obwohl es aufgrund der systemisch verordneten Freundschaft beider Staaten zu keinen öffentlichen, kritischen Grenzdebatten kommen konnte, zeigt O., dass die sog. „Friedensgrenze“ dennoch auf beiden Seiten ein Politikum darstellte. Für das sozialistische Polen war die Anerkennung dieser Grenze eng mit der staatlichen (Selbst-)Legitimierung verbunden, während sie der DDR die Grundlage dafür bot, sich gegenüber der polnischen Seite von der nationalsozia-

<sup>1</sup> KLAUS ZERNACK: Deutschlands Ostgrenze, in: ALEXANDER DEMANDT (Hrsg.), REIMER HANSEN (Mitarb.): Deutschlands Grenzen in der Geschichte, München 1990, S. 135-159.

listischen Vergangenheit moralisch zu entlasten. Auch hier zeigt O. einen Bedeutungswandel der Grenze auf, der sich anhand ihrer Öffnung für den visafreien Verkehr 1972 und ihrer einseitigen Schließung durch die DDR als Reaktion auf die *Solidarność*-Bewegung ablesen lässt. S. beleuchtet für die westdeutsche Seite die Haltung der Vertriebenenverbände zur deutschen Ostgrenze. Dabei zeichnet er nach, wie die „heimatpolitische Position der Vertriebenenverbände“, die sich nicht den sich wandelnden Gegebenheiten der BRD-Gesellschaft (Integration der Heimatvertriebenen, Wandel der Ostpolitik) anzupassen vermochte, zunehmend „dogmatisch verhärtete[...]“ (S. 116) und in der Folge politisch marginalisiert wurde.

Dem politischen Funktionswandel der deutsch-polnischen Grenze von 1989/90 bis zur Aufnahme Polens in die EU widmet sich Andrea Hentz. Trotz ihrer vertraglichen Anerkennung durch Deutschland und Polen stand bis zur Aufnahme Polens in die EU 2004 ihre Bedeutung als EU-Außengrenze im Vordergrund, wodurch sich eine spezifisch deutsch-polnische Bedeutung nicht so recht ergeben wollte. Das Schengener Abkommen betonte bis 2004, zumindest auf politischer Ebene, das trennende Moment der Grenze, während zugleich in einem größeren europäischen Kontext eine Vielzahl von sicherheitspolitischen Kooperationen erfolgte, die den EU-Beitritt Polens antizipierten. Den Schlusspunkt des Sammelbandes bildet der Beitrag von Bernadette Jonda, die am Beispiel Stettins (Szczecin) auf die neuen Formen des nachbarschaftlichen Zusammenlebens nach dem polnischen EU-Beitritt verweist. Am Stettiner Beispiel zeigt sie, dass die Folgen der wegfallenden EU-Grenze für die in der Region lebenden Menschen nicht nur wirtschaftlicher Natur waren, so etwa der Konsumtourismus der Deutschen nach Polen und der (wahrscheinliche) wirtschaftliche Profit der polnischen Nachbarn, sondern sich darüber hinaus auch Initiativen entwickelten, die das Zusammenwachsen der Region zum Ziel hatten, so etwa die Einführung von Polnisch als Fremdsprache an deutschen Grundschulen. Als eine weitere Folge des Wegfalls der EU-Grenze führt sie die erhöhte Mobilität der Bewohner der Grenzregion an, die sich vor allem in dem zunehmenden Niederlassen von Polen in der strukturschwachen deutschen Grenzregion äußert.

Zusammenfassend kann man sagen, dass hier ein lesenswerter Sammelband vorliegt. Obwohl nur auf einige ausgewählte Themenfelder der deutsch-polnischen Grenzthematik eingegangen wird – so werden etwa die Grenzdiskurse der Weimarer Zeit und des nationalsozialistischen Deutschlands komplett ausgespart – erfüllt er das selbst gesteckte Ziel, den Bedeutungswandel der deutsch-polnischen Grenze zwischen „Nationalisierung und Europäisierung“ schlüssig nachzuzeichnen. Eine der Stärken des Sammelbandes liegt darin, dass über eine politische Geschichte der deutsch-polnischen Grenze hinaus die über sie geführten Diskurse und die mit ihr verbundenen Imaginationen im Mittelpunkt der Beiträge stehen. Hier wird besonders deutlich, dass gerade die Verhandlungs- und Aushandlungsprozesse zu dieser Grenze von zentraler Bedeutung für die deutsch-polnischen Beziehungen gewesen sind. Lediglich das im Vorwort gesteckte Ziel, auf den Alltag der Menschen einzugehen, hätte etwas ausführlicher thematisiert werden können.

Marburg

Agnes Laba

**Ruth Leiserowitz: Sabbatleuchter und Kriegerverein.** Juden in der ostpreußisch-litauischen Grenzregion 1812-1942. (Einzelveröffentlichungen des Deutschen Historischen Instituts Warschau, Bd. 24.) fibre. Osnabrück 2010. 459 S., Ill., Kt. ISBN 978-3-938400-59-3. (€ 39,80.)

Die lokalen und regionalen Außenbeziehungen des im späten 19. und in der ersten Hälfte des 20. Jh. zu einem „deutschen Vorposten“ und einer „deutschen Insel“ stilisierten Ostpreußen zu den litauischen, russländischen und belarussischen Nachbargesellschaften jenseits der Grenze sind wenig erforscht. Diese offensichtliche Forschungslücke wird für die mit einem Fokus auf den jüdischen Gemeinschaften auf beiden Seiten der Grenze zwischen Nimmersatt/Memel im Norden und Wystiten im Süden – eine Grenzregion von ca.

150 km Länge – in der vorzustellenden, als Habilitation an der Humboldt-Universität in Berlin angenommenen Arbeit von Ruth Leisero witz behandelt. Dabei erweist sich die Konzentration auf die jüdische Bevölkerung als ausgesprochen sinnvoll, denn es handelte sich hierbei um die – auch im Gefolge von Pogromen und wirtschaftlichem Antisemitismus – mit Abstand migrationsaktivste Bevölkerungsgruppe in der Region.

L. untersucht die Beziehungen über die Grenze hinweg zwischen zwei deutlich hervortretenden Zäsuren: Am Anfang steht der napoleonische Einmarsch im Russländischen Reich (1812), der auch nach der Neuordnung der Grenzen in neue Grenzregimes mündete, in denen vor allem die Grenzüberquerung und der Grenzhandel zu einem einträglichen Geschäft wurden, von dem neben Gelegenheitsschmugglern auch ortsansässige Kaufleute und Handwerker auf beiden Seiten der Grenze profitierten. Am Ende der Studie steht die Ermordung der ortsansässigen Juden durch die deutsche Grenzpolizei 1941/42.

Für die untersuchten 130 Jahre tun sich in der Untersuchung spannend beschriebene Lebenswelten auf, die von der Vf. gestützt auf die Bestände des Geheimen Staatsarchivs Berlin, des Staatsarchivs Allenstein (Olsztyn) und des Staatsarchivs Vilnius (dort auch jeweils Bestände aus dem ehemaligen Regierungsbezirk Gumbinnen), dem YIVO Institute for Jewish Research in New York sowie dem US Holocaust Memorial Museum in Washington untersucht werden. Durch eine kluge Kombination von behördlichem Schriftgut und Berichten der örtlichen Verwaltungen und Polizeibehörden sowie privaten Briefquellen und Erinnerungen werden auch Familien- und Einzelschicksale fassbar – eine Leistung, die angesichts des lückenhaften Zustands der Archive und der zerstreuten Überlieferung besonders zu unterstreichen ist. Dabei konzentriert sich die Studie insbesondere auf das Zusammenleben von jüdischen und christlichen Bevölkerungen in einem multikonfessionellen Grenzmilieu und kann zeigen, wie unter den Bedingungen einer dünn bevölkerten und peripher gelegenen Grenzregion Juden und Christen wechselseitig voneinander profitierten. Einzelne Fallstudien – etwa zu der jüdischen Kleinstadt Wystiten östlich der preußisch-deutschen Grenze, zur jüdischen Kolonie Kakschen südlich von Tilsit oder zu den Lebenswelten von Eydtkuhnen, Kybartai und Wirballen – zeigen konkreten Lebenswelten vor Ort.

In dem Untersuchungszeitraum von 130 Jahren lassen sich zwei deutliche Wendepunkte beschreiben: Zunächst sind die 1860er bis 1880er Jahre zu nennen, in denen der Eisenbahnbau (u.a. mit der zentralen Transitstrecke Königsberg – Sankt Petersburg mit den Grenzbahnhöfen Eydtkuhnen und Kybartai-Wirballen), die Pogrome im Russländischen Reich (1881), die dadurch ausgelöste Auswanderungswelle von russländischen Juden und die preußischen Ausweisungen von russländischen Juden neue Bedingungen einer nun deutlich verdichteten, aber auch konflikträchtigeren Interaktion formulierten. Fand bis in die 1880er Jahre eine stille, aber kontinuierliche Einwanderung russländischer, „litvakischer“ Juden nach Ostpreußen statt und entstanden grenzüberschreitende Beziehungsnetze, so wurde nun die Grenzregion zu einem Transitraum, in dem jüdische Auswanderer auf Pässe warteten und Agenten die Durchreise aus dem Zarenreich in die Neue Welt organisierten.

Einen zweiten Wendepunkt bildeten in der Region der Erste Weltkrieg und die folgende Grenzneuordnung, die sich vor Ort bis 1923 hinzog und mit der Begründung des litauischen Staates sowie dem Konflikt um die Zugehörigkeit des Memelgebietes eine gänzlich neue Lage schuf. Ohne Zweifel zählte die Region beiderseits der Grenze durch die Kriegsverwüstungen und Deportationen der Bevölkerungen zu den am stärksten vom Krieg betroffenen Regionen Europas. Auch die jüdischen Lebenswelten mussten sich neu ausrichten, wobei in dem unter litauischer Verwaltung stehenden Memelland durchaus neue Karrierechancen bestanden. L. fokussiert hier – durchaus sinnvoll angesichts der breiten deutschen Literatur über das Memelland – vor allem auf die Entwicklung der jüdischen Gemeinde in Memel, die einen deutlichen Aufschwung erlebte. Für die ersten Kriegsjahre (1939-1942) liegt der Schwerpunkt nicht auf den gut beforschten deutschen Mordaktionen 1941, sondern auf einer Fallstudie zu Heydekrug, wo die örtlichen NS-Eliten jüdische Ar-

beitskräfte aus der Grenzregion in einer „Judenbeschaffungsaktion“ zur Zwangsarbeit heranzogen, worunter sich auch ehemalige Heydekruger Mitbürger befanden.

Insgesamt leistet die Darstellung einen wertvollen Beitrag zur Beforschung historischer Grenzregionen und verbindet bisher getrennte litauische, russische und deutsche Forschungspositionen über die jüdischen Bevölkerungen auf beiden Seiten der Grenze. Abschließend sei ein Desiderat beschrieben: Es wäre sehr wünschenswert, wenn für die südliche Grenzregion Ostpreußens, etwa den Abschnitt zwischen Soldau/Mielau und Grajewo, eine ähnliche Studie entstünde, wobei ein Schwerpunkt auf den jüdischen Bevölkerungen möglich, aber nicht zwingend wäre.

Gießen

Hans-Jürgen Bömelburg

Michail Dolbilov, Darius Staljunas: Obratnaja unija. Iz istorii otnošenij meždu katolicizmom i pravoslaviem v Rossijskoj imperii 1840-1873. [Die umgekehrte Union. Aus der Geschichte der Beziehungen zwischen dem Katholizismus und der Orthodoxie im Russländischen Reich 1840-1873.] Lietuvos istorijos instituto leidykla. Vil'nius 2010. 274 S., engl. Zussass. ISBN 978-9955-847-32-8.

Nach der Auflösung der Union von Brest auf dem Gebiet des Russländischen Reiches 1839 blieb die Katholische Kirche in den durch die Teilungen Polen-Litauens nach 1772 gewonnenen „Westgebieten“ von der Mitte des 19. Jh. an für manche kirchliche Kreise ein Problem, das einer endgültigen Lösung harpte. Der im vorliegenden Buch untersuchte Entwurf einer Union zwischen der Orthodoxen und der Katholischen Kirche sollte diese konfessionelle Dichotomie überwinden, allerdings unter deutlicher Vorherrschaft der russländischen Orthodoxen Kirche. Das Buch erweitert mehrere Vorarbeiten der beiden Autoren Michail Dolbilov und Darius Staljunas zu demselben Thema und enthält eine Publikation der wichtigsten Dokumente zum Projekt der „umgekehrten Union“. Mit der vollständigen Vorlage dieser Texte soll die lebhaftige Diskussion, die schon die früheren Arbeiten erfuhren, auf einer besseren Grundlage fortgeführt werden.

Die schon 1840 formulierte Idee, die römisch-katholische Kirche dieser Gegenden in mehreren Schritten mit der Synodalkirche zu vereinigen, wurde zunächst nicht weiter verfolgt: Nikolaj I. befand das Projekt für „interessant und sehr wichtig, aber vorzeitig“ (S. 26). Erst 1865, nach dem Januaraufstand, wurde das Projekt erneut diskutiert: Es sollte eine russländische katholische Kirche geschaffen werden, die nicht mehr dem Gehorsam des Papstes hätte unterstellt sein sollen. Der Plan konnte mit dem Ziel der Ausweitung der Orthodoxie verbunden, aber auch als Schritt zur Festigung des Katholizismus im Reich gelesen werden. Tatsächlich war das Projekt nicht nur im Rahmen orthodoxer und russischer Vorherrschaft angelegt: Einer der wichtigsten Initiatoren, Antonij Zubko, hatte bis 1839 der Unierten Kirche angehört und wurde 1840 orthodoxer Bischof von Minsk. Er handelte ohne ausdrückliche Unterstützung seitens der kirchlichen und zivilen Oberen und Behörden. Der vielleicht wichtigste Teil des Planes, die Propaganda vor Ort, sollte überdies von katholischen Geistlichen umgesetzt werden und nicht etwa von orthodoxen. Laut den Initiatoren des Projektes sollte das politische Bewusstsein und weniger religiöse bzw. konfessionelle Überzeugungen der lokalen Adligen und Geistlichen für den Erfolg ausschlaggebend sein – wie angeblich bei der Union von Brest 1596, die es umzukehren galt. Gemäß den Vf. war auch der für die in Wilna entstehende Zeitungsöffentlichkeit wichtige, katholische Publizist Adam Kirkor einer der Initiatoren der „umgekehrten Union“; er nahm 1865/66 aktiv an dem Projekt teil: Kirkor konzipierte u.a. einen regionalen litauischen Identitätsentwurf, der Loyalität zu Russland wie auch zur polnischen Kultur beinhaltete. Damals erschien der Plan als milderer Gegenentwurf zum strikten Russifizierungskurs seitens des Generalgouverneurs Konstantin P. Kaufmann: Die Diskussion des Projektes trug zu dessen Absetzung 1866 bei.

Der Plan war aber schon zuvor zum Scheitern verurteilt: Innenminister Pëtr A. Valuev stellte bereits 1863 gegenüber Michail N. Katkov ausdrücklich klar, dass das Russländi-

sche Reich durch seine historische Entwicklung „sich nicht vom Lateinertum befreien“ könne (S. 98). Weiterhin bediente sich das Reich konfessioneller Einrichtungen, um Staatsaufgaben zu delegieren. Die Auflösung der katholischen Kirche in den „Westgebieten“, ganz zu schweigen von den polnischen Kerngebieten der früheren Adelsrepublik, wäre ein zu deutlicher Bruch mit dieser Tradition gewesen. Das Projekt der „umgekehrten Union“ erwies sich daher für die russländischen Behörden als ein Test ihrer religiösen Toleranz. Zudem führte es dazu, dass Katholiken Druck auf die Behörden ausübten: Diese sollten die weltliche Kontrolle über die Geistlichen vor Ort verstärken, um ungeplante Entwicklungen, die auf Initiative von unten entstehen könnten, zu verhindern. Auch wenn der Plan nicht umgesetzt wurde, so führte er doch zu Gesprächen mehrerer orthodoxer und katholischer Geistlicher über Kernaspekte der lokalen „Russifizierung“. Dem analytischen Teil folgt eine sorgfältige Edition der wichtigsten Dokumente des Projekts einer orthodox-katholischen Union von 1865.

Der Unionsentwurf berührt eine konfessionsübergreifende Ebene, die Vf. sind aber gut beraten, hier nicht von „Transkonfessionalität“ zu sprechen. Immerhin hätte eine ausführlichere Diskussion der konfessionsgeschichtlichen Begrifflichkeit erfolgen können. Die Auseinandersetzung hätte als russländische Adaption in einen Zusammenhang mit dem in weiten Teilen Europas herrschenden Kulturkampf gestellt werden können, zumal etwa Zubko ausdrücklich von „ultramontanem Fanatismus“ schrieb, und „gallikanische“ Tendenzen an der Wilnaer Universität lobte (S. 109). Der europäische Kontext und Vergleich spielt auch in anderen, hier verdienstvollerweise erstmals publizierten Dokumenten über das Projekt eine Rolle. Die kommentierte Edition leistet einen wichtigen Beitrag zur Einordnung konfessionspolitischer Entwicklungen im Russländischen Reich in dessen Verhältnis zur römisch-katholischen Kirche. Die veröffentlichten Quellen können Einblicke in imperiale Identitätswürfe geben, für die der Diskurs über die Union von Brest und die Westgrenze der Orthodoxie – ganz mit Barbara Skinner<sup>1</sup> – nicht marginal, sondern zentral waren.

Passau

Stefan Rohdewald

<sup>1</sup> BARBARA SKINNER: *The Western Front of the Eastern Church. Uniate and Orthodox Conflict in 18th-Century Poland, Ukraine, Belarus, and Russia*, DeKalb 2009.

**Kultur als Vehikel und als Opponent politischer Absichten.** Kulturkontakte zwischen Deutschen, Tschechen und Slowaken von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis in die 1980er Jahre. Hrsg. von Michaela Marek, Dušan Kováč, Jiří Pešek, Roman Prah. (Veröffentlichungen der Deutsch-Tschechischen und Deutsch-Slowakischen Historikerkommission, Bd. 17; Veröffentlichungen zur Kultur und Geschichte im östlichen Europa, Bd. 37.) Klartext. Essen 2010. X, 587 S., 55 Ill., 1 Tab. ISBN 978-3-8375-0480-4. (€ 49,95.)

Der aus einer Doppeltagung der Deutsch-Tschechischen und Deutsch-Slowakischen Historikerkommission hervorgegangene Sammelband untersucht das komplexe und vielschichtige Zusammenspiel von Kultur und Politik im Zeitraum von der Mitte des 19. Jh. bis in die 1980er Jahre aus der Perspektive verschiedenster Fachdisziplinen. Dabei wird weder ein normatives Konzept von „Kultur“ zugrunde gelegt, noch sollen „Funktionen oder Rollen von Kultur im Dienste bzw. gegenüber der ‚Politik‘“ das einzige Interpretationsmuster vorgeben. Vielmehr will der Band verstanden werden als Versuch, „den Blick für das offene und das latente Zusammenwirken von fachdisziplinär – also künstlich – getrennten Ebenen sozialen Handelns zu schärfen“, so Michaela Marek in ihrer Einleitung (S. 14). Die so entstehende große Bandbreite ist dabei trotz des ihr inhärenten Risikos der Beliebigkeit durchaus gewollt und im Hinblick darauf, dass es an nicht-nationalen Kulturgeschichten des hier behandelten multiethnischen Raums empfindlich mangelt, ausgesprochen zu begrüßen.

Der Band gliedert die Texte in mehrere Kapitel, deren Fokus nicht streng, aber doch lose disziplinar bestimmt wird; innerhalb der Kapitel wiederum erfolgt die Reihung grob chronologisch. Diesen Kapiteln sind drei einleitende Texte vorangestellt, in denen auf die Begriffe „Kultur“, „Kulturgeschichte“ und „Kulturbeziehungen“ eingegangen wird und insbesondere Konzept und Ziel der beiden Tagungen sowie des Sammelbandes näher erläutert werden.

Das Kapitel „Kultur als Objekt der Politik“ versammelt Beiträge, die sich mit klassischen kulturpolitischen Fragestellungen beschäftigen und dabei vor allem staatliche Stellen als Akteure in den Blick nehmen – alle Texte behandeln den Zeitraum nach 1939. Das folgende Kapitel „Gesellschaftliche Arenen“ verdeutlicht die Schwierigkeiten des sehr breiten und offenen Ansatzes des Sammelbandes. Hier finden sich Texte, bei denen der Zusammenhang zwischen Kultur, hier in einem vorwiegend soziologischen Verständnis, und Politik, eher allgemein verstanden als Sphäre der Macht, etwas diffus bleibt – besser gelingt diese Verknüpfung dann doch den Texten in den Kapiteln mit klarer definierten Gegenstandsbereichen. „Politische Interessen in Bildung und Wissenschaft“ behandelt sowohl schul- bzw. bildungspolitische Aspekte als auch politisch zu verstehende Aktionen von Akteuren aus Universität und Wissenschaft. Das Kapitel „Medien: Rezeption, Reflexion, Propaganda“ zeigt an Beispielen aus Theater, Presse, Kino und Fernsehen, wie diese Medien sich im multinationalen Umfeld positionierten und welcher Beitrag zur Identitätsbildung (sei es in Abgrenzung oder in Annäherung zum jeweils „Anderen“) in diesen Medien geleistet wurde. „Literarische Grenzüberschreitungen“ untersucht die Literatur und den Literaturbetrieb von Produktions- wie von Rezeptionsseite, und das Kapitel „Bildende Künste als Medium von Politik und Diplomatie“ beschäftigt sich mit verschiedenen Aspekten offizieller sowie inoffizieller Kulturkontakte im Bereich der bildenden Künste.

Dass bei 33 Beiträger/inne/n die Qualität der Texte und der Reflexionsgrad der Begriffe und Konzepte nicht durchgängig hochwertig ausfällt, ist wohl kaum zu vermeiden, und dass bei dem gewählten langen Zeitraum und der Anzahl der beteiligten Disziplinen vermutlich nicht jede Leserin und jeden Leser alle Aufsätze gleichermaßen interessieren werden, liegt auch auf der Hand. Doch sind es mitunter gerade die Texte, die einen anderen Zeitabschnitt, eine andere Disziplin oder eine andere Region behandeln als man selbst, deren Lektüre neue Einsichten eröffnen. Die Zusammenstellung verschiedener möglicher Kulturbegriffe, die Länge des behandelten Zeitraums, die unterschiedlich zu fassenden Zusammenhänge zwischen Politik und Kultur (die von den Hrsg. explizit so verstanden werden wollen, dass sie über die Beeinflussung von Kultur durch Politik hinausgehen) sowie die verschiedenen Zugangsweisen der einzelnen Disziplinen böten genug Möglichkeiten für Konfusionen – insgesamt muss aber festgehalten werden, dass hier ein lesenswerter Sammelband vorliegt, der der selbstgestellten Aufgabe, „aufzuspüren, wo, in welcher Weise und mit welcher Wirkungskraft Kultur sei es als Geistesprodukt oder als Praxis politische Relevanz erlangen konnte“ (S. 13), durchaus gerecht wird.

Bern

Katharina Wessely

**Hugo Steinhaus: Erinnerungen und Aufzeichnungen.** Bd. 1: Erinnerungen bis 1944. Bd. 2: Aufzeichnungen 1944-1968. Übersetzt von Alfred Müßiggang. Neisse-Verl. Dresden 2010. 414, 517 S. ISBN 978-3-940310-28-6.

Der Mathematiker Hugo Dionizy Steinhaus (1887-1972) stammte aus Jasło, einer Kleinstadt in Westgalizien. Er wuchs in einer assimilierten polnisch-jüdischen Familie auf und ging dann, wie viele seiner Altersgenossen aus begütertem Elternhaus, 1906 zum Studium nach Deutschland, wo er 1911 promovierte. 1917 habilitierte er sich an der Universität Lemberg und wurde als Mitbegründer und Repräsentant der einflussreichen Lemberger mathematischen Schule bekannt. Während der sowjetischen Herrschaft von 1939 bis 1941 blieb er dort Hochschullehrer. 25 Lemberger Professoren wurden am 3./4. Juli 1941, kurz nach dem Einmarsch der Wehrmacht, von der Gestapo verhaftet und bald darauf ermordet

(Bd. I, S. 315 f.). Auch St. war Opfer eines brutalen Raubüberfalls von SS-Männern auf seine Wohnung. Noch am selben Abend verabschiedete er sich von seiner bisherigen bürgerlichen Existenz und begann ein „Wanderleben“ (tułaczka), wohnte zunächst bei (nicht-jüdischen) Kollegen, dann unter dem Namen Grzegorz Krochmalny in seiner Heimat und von 1942 an in Berdechów im Distrikt Krakau des Generalgouvernements. Seinen Lebensunterhalt bestritt St., indem er polnischen Schülern, denen die deutschen Besatzer lediglich eine Grundschulbildung erlaubten, illegalen Unterricht erteilte und sie in Mathematik und Deutsch auf das Abitur vorbereitete. Mit seiner Familie überlebte er schließlich den organisierten Judenmord. Von 1945 an war er Professor für Mathematik an der neugegründeten Universität in Breslau (Wrocław), wo er bis 1960 lehrte. Später folgten noch universitäre Gastaufenthalte in den USA und in Großbritannien.

St. nutzte die freie Zeit in der Provinz, um seine Erinnerungen zu verfassen. Er hat sie nach Orten, Institutionen, Stationen seiner beruflichen Karriere und dem wechselnden Kriegsverlauf gegliedert, wobei der erste Teil sich bis zum Ende des Ersten Weltkriegs erstreckt: Vom Geburtsort und seinem Gymnasium über Lemberg, Göttingen und die Rückkehr nach Polen (Jasło, Krakau) bis zu seinen Jahren als Privatgelehrter und Soldat. Im zweiten Teil schildert er das Leben als Professor in der polnischen Universitätsstadt Lemberg, die sowjetische Besatzungszeit, die „zweite Okkupation“ durch Deutsche und Österreicher und seine Suche nach einer Zuflucht – bis hin zu seinen Beobachtungen von der Warte eines scharfsinnigen Intellektuellen, den es unter Dorfbewohner verschlagen hatte.

Die Erinnerungen brechen am Ende von Bd. 1 ab, um laufenden Aufzeichnungen Platz zu machen, in denen St. vom 20. Dezember 1944 an das Zeitgeschehen festhält und kommentiert, anfangs im Abstand von wenigen Tagen, später mit immer größeren Zwischenräumen. Sie enden am 22. Juli 1968.

Über das autobiografische Element, die – weitverzweigte – Familiengeschichte (St. war u.a. Schwager des Philosophen und Mathematikers Leon Chwistek und Schwiegervater des Literaturtheoretikers Jan Kott) und Charakterisierungen zahlloser Persönlichkeiten hinaus, sind seine klugen Wahrnehmungen zum Alltag unter den beiden Besatzungsdiktaturen von hohem zeithistorischem Wert. Nicht zuletzt die Verfolgung und Ermordung der Juden beobachtet St. – aus seiner eigenen existenziellen Bedrohung heraus – mit großer Anteilnahme. So notiert er viele Begebenheiten, die ihm über das Schicksal ungezählter Menschen unter dem nationalsozialistischen Mordregime zu Ohren gekommen waren (z.B. Bd. I, S. 330 ff., 403 ff.). Über die kaum bewachten Bahntransporte nach Belzec stellt St. fest, die Deportierten seien zu Widerstand in keiner Weise mehr fähig gewesen, da sie „jeden Willen verloren hatten“. Die Polen hätten sich gleichgültig verhalten – außer denen, die die Verbrechen aus unmittelbarer Nähe mit ansahen (Bd. I, S. 365). Zugleich ist der Horizont des Vf. durch den damaligen Informationsstand auch beschränkt, wenn er etwa den zeitgenössischen Gerüchten Glauben schenkt und schreibt, dass in den Vernichtungslagern der Massenmord durch Stromschläge verübt werde (Bd. I, S. 413). Höchst treffend sind wiederum, um nur ein Beispiel zu nennen, seine Betrachtungen über den Katholizismus der polnischen Landbevölkerung (Bd. I, S. 386 f.).

Die Herausgabe dieser wichtigen zeithistorischen Quelle durch das Breslauer Willy Brandt Zentrum ist durchaus verdienstvoll. Nicht nachvollziehbar ist aber, warum man darauf verzichtet hat, sie den Interessierten auf verständliche Weise darzubieten. Denn der Text spricht keineswegs für sich selbst und bedarf an zahllosen Stellen zusätzlicher sachkundiger Erläuterung: Schon einem polnischen Abiturienten dürfte vieles nicht geläufig sein, und mehr noch sind dem deutschen Leser sehr viele Personen und Begebenheiten, auf die St. Bezug nimmt, ganz einfach unbekannt. Auch mangelt es an einer Einführung in die Verwandtschaftsbeziehungen des Vf., da er Familienangehörige oft nur mit ihrem Vor- oder Beinamen nennt, wie etwa Dolek, seinen Schwager Adolf Szmosz (Bd. II, S. 28), der – wie einige weitere Namen – im umfangreichen Personenregister nicht aufgelistet ist.

Leider reproduziert der Text damit die Mängel der beiden polnischen Ausgaben<sup>1</sup>, die allzu wenige und mitunter ungenaue Anmerkungen aufweisen. Eine Stichprobe – der Eintrag vom 23. Februar 1945 (Bd. II, S. 29 ff.) – macht im Vergleich mit dem Original deutlich, dass bei der Abschrift unverständlicherweise statt „Krim“ (gemeint ist die Konferenz in Jalta) fälschlich „Kreml“ gelesen und die Vornamen von Leon Koźłowski und Stanisław Łoś jeweils hinzugefügt wurden<sup>2</sup>; eine Fußnote gibt hier den Herausgeber der Zeitschrift *Nowa Epoka*, Henryk Lukrec, als „Łukawiec“ an. Mehrfach hätten als unleserlich angegebene Namen aus dem historischen Zusammenhang ergänzt werden sollen (etwa Bd. I, S. 376 statt „Morgan“ Morgenthau, Bd. I, S. 406 statt „Goebel“ Goetel, statt Fritz „Senckel“ stets: Sauckel).

Der Übersetzung hätte ein strengeres Lektorat gut getan, um dem prägnanten, eleganten Stil des Vf. vollauf gerecht zu werden. Bei manchen Formulierungen wäre zudem ein Rückgriff auf den realen Kontext angebracht, wenn beispielsweise von der „Störung beim Wiederaufbau des Generalgouvernements“ die Rede ist (Bd. I, S. 389), doch St. offensichtlich die „Verordnung zur Bekämpfung von Angriffen gegen das deutsche Aufbauwerk im Generalgouvernement“ vom 2. Oktober 1943 meint. An anderer Stelle wird auf „Młynarskis Geld“ Bezug genommen, womit die Banknoten des Generalgouvernements gemeint sind (Bd. II, S. 24), oder es heißt irreführend „kleine Zeitungen“ (Bd. I, S. 379), was schlicht die Untergrundpresse bezeichnet, die sich eines kleineren Papierformats bediente; der Ortsname Rawa Ruska sollte nicht als „Russisch Rawa“ verdeutscht werden (Bd. I, S. 142).

Insgesamt wurde hier somit die große Chance vertan, in der geeigneten Form einer wissenschaftlichen Edition einem breiteren Leserkreis dieses persönlich gefärbte Kaleidoskop der (macht)politischen und militärischen Irrungen und Wirrungen nahe zu bringen, die zu Lebzeiten von St. die Geschichte seines Heimatlands so brutal heimgesucht und nicht zuletzt zu Entfremdung und nahezu völliger Sprachlosigkeit im Verhältnis zwischen Polen und Deutschen geführt hatten. Und so wird vielen Lesern entgehen, dass die *Erinnerungen und Aufzeichnungen* über das beziehungs geschichtliche Thema hinaus noch weitaus mehr überaus Lesenswertes enthalten.

Marburg

Klaus-Peter Friedrich

<sup>1</sup> Siehe HUGO STEINHAUS: *Wspomnienia i zapiski* [Erinnerungen und Aufzeichnungen], hrsg. von ALEKSANDRA ZGORZELSKA, London 1992 und Wrocław 2002.

<sup>2</sup> Das Original befindet sich in Breslau (Wrocław) als maschinenschriftliches Manuskript im Archiv des Zakład Naukowy im. Ossolińskich, Rękopis 16189/III, Bl. 303 f.

**Wolfram Dornik, Georgiy Kasianov, Hannes Leidinger, Peter Lieb, Alexey Miller, Bogdan Musial, Vasyľ Rasevyč: Die Ukraine zwischen Selbstbestimmung und Fremdherrschaft 1917-1922.** (Veröffentlichungen des Ludwig-Boltzmann-Instituts für Kriegsfolgen-Forschung. Sonderband, Bd. 13). Leykam. Graz 2011. 544 S., Ill. ISBN 978-3-7011-0209-9. (€ 38,70.)

Eine „Mehrautoren-Monographie“ (S. 14) nennt Wolfram Dornik das vorliegende Werk in seiner Einleitung, aber bei näherer Betrachtung erweist es sich eher als eine Art Sammelband mit Schwerpunktsetzungen. Beispielsweise wird die Rolle der Ukraine in der Außenpolitik Russlands, Frankreichs, Großbritanniens, der USA, Polens und der Schweiz auf über 120 Seiten behandelt und liefert wichtige Einblicke. Diese Einschätzung gilt trotz gewisser Schwachstellen, etwa der recht einseitigen Schilderung der Ukrainepolitik des polnischen Staatschefs Józef Piłsudski durch Bogdan Musial. Die ungebrochene Glorifizierung dieser nationalen Ikone bei einer gleichzeitigen Verdammung der Kommunisten hält einer neutralen Überprüfung kaum Stand: Piłsudski war weniger an einer unabhängigen Ukraine interessiert als vielmehr an einem Rumpfstaat unter polnischem Einfluss, der



zugleich als Schutzschild gegen den Bolschewismus gedient hätte. Mit Altruismus hatte diese Politik wenig zu tun.

Ein Widerspruch zu Musial entsteht dann auch bei der Behandlung der Frage, was denn überhaupt unter „Ukraine“ zu verstehen ist: Georgiy Kasianov beispielsweise identifiziert in seinem Überblick „ukrainischer“ Geschichte zwischen 1917 und 1920 nicht weniger als sechs staatliche oder quasi-staatliche Gebilde (ohne die sowjetischen Republiken), die unter das Rubrum „Ukraine“ fallen. Nur eines dieser Konstrukte wollte Piłsudski unterstützen – das des ihm wohl gesonnenen, stark antisemitischen Symon Petljura. Gleichwohl ist das definitorische Problem ebenso überzeugend wie pragmatisch gelöst. Einbezogen wird letztlich alles, was sich selbst als „Ukraine“ bezeichnete oder von anderen so betrachtet wurde. Fraglich ist allerdings, ob damit eine Dekonstruktion des Nationsbegriffes einhergeht, wie es Dornik postuliert (S. 19). Viel eher scheint es, als ob so eine Nation bzw. eine Art Nationalgeschichte überhaupt erst konstruiert würde.

Der außenpolitische Teil des Buches ist auch der einzige, in dem der Leser etwas über das Schicksal der Ukraine nach dem Ersten Weltkrieg erfährt, sieht man von einem Überblick über das revolutionäre Russland zwischen 1917 und 1922 ab. Diese Tatsache verdeutlicht, dass der Krieg den zentralen Fokus der Untersuchungen darstellt. Die dort präsentierten Erkenntnisse zur Zeit der deutsch-österreichisch-ungarischen Besatzung füllen eine veritable Forschungslücke, denn die Okkupation der Ukraine stellt bislang zu wesentlichen Teilen eine terra incognita dar, wie überhaupt der Erste Weltkrieg in Osteuropa im Vergleich zur West- und Alpenfront bislang deutlich weniger Aufmerksamkeit in der Historiografie fand. Erfreulich ist, dass dessen Untersuchung hier nicht nur inhaltlich überzeugt, sondern auch mit einer qualitativ hochwertigen Buchproduktion einhergeht: Ein gründliches Lektorat, ein Register, Karten und Fotos in einer Hardcover-Ausgabe sind bei einem Preis von unter 40 Euro keineswegs selbstverständlich.

Leider bleibt die ukrainische Perspektive etwas unterbeleuchtet, es dominiert die Sicht der Fremdherrscher. Insofern ist das Buch methodisch konservativ, was allerdings nicht als Monitum zu verstehen ist, denn angesichts des unbefriedigenden Kenntnisstandes wird hier Grundlagenforschung im klassischen Sinne durchgeführt. Das gilt zwar nur eingeschränkt für den Teil, der Osteuropa zwischen Krieg und Revolution 1917 bis 1922 vorstellt und als Überblick nicht über bisher Bekanntes hinausgeht, schon mehr für die ukrainischen Staatsbildungsversuche zwischen Selbst- und Fremdherrschaft, im besonderen aber für die Okkupation.

So können Dornik und Peter Lieb zeigen, dass auch für die Ukraine – wie zuvor beispielsweise für Polen oder Rumänien – kein Konzept vorlag, wie denn die Besatzung aussehen sollte. Ganz allgemein träumten die Mittelmächte von einer Kornkammer, die den Hunger in der Heimat zu lindern hatte, aber über die militärtaktischen Operationen hinaus gab es keine Pläne, wie denn die Ausnutzung des Landes ablaufen sollte. Entgegen bisherigen Darstellungen betonen die Autoren, dass die Ukraine bis Sommer 1918 weitgehend befriedet war und dort gerade keine Nationalitätenkonflikte oder gar bewaffneter Widerstand zu beobachten waren. Freilich bedeutet dies nicht, dass die Mittelmächte die Sympathie der Bevölkerung gewonnen hätten, denn die Besatzer wurden an den Realitäten, nicht an ihren weit reichenden Versprechen gemessen.

Die Wirklichkeit bedeutete Kriegsverwüstungen, eine harte Ablieferungspolitik und zu Anfang der Okkupation auch Repressalien. Die *Rada*, also das ukrainische Parlament, konnte weder die Erwartungen der Besatzer noch die der Besetzten erfüllen, denn sie war zu sehr zwischen den verschiedenen Interessen zerrissen. Kontraproduktiv wirkte sich insbesondere aus, dass die deutsch-österreichisch-ungarischen ökonomischen Prärogative der propagierten Unabhängigkeit der *Rada* widersprachen, deren Autorität untergraben und letztlich die Zusammenarbeit mit den Einheimischen belasteten. Erschwerend kam hinzu, dass sich die Mittelmächte trotz nahezu identischer Absichten ständig gegenseitig behinderten – in einem kaum zu überschätzenden Ausmaß. So konnte letztlich nur rund zehn Prozent des avisierten Getreides tatsächlich ausgeführt werden, während die Deutschen so-

gar Kohle in nennenswertem Umfang in die Ukraine exportieren mussten, um überhaupt eine Nutzbarmachung zu ermöglichen – ein „grandioses Scheitern“ (S. 323) der Politik der Mittelmächte. Deshalb wollen die Vf. auch nicht von einer „Ausbeutung“ sprechen – diese war zwar geplant, konnte aber nicht realisiert werden.

Zu weiteren Studien fordert insbesondere der knappe, skizzenartige Vergleich zwischen Erstem und Zweitem Weltkrieg auf, der den anregenden Abschluss und Ausblick dieses fruchtbaren Buches bildet. Offensichtlich ist, dass die politischen Bedingungen völlig unterschiedlich waren und 1917/18 auch keine exterminatorischen (Hunger-)Pläne zur Anwendung kamen. Der durchaus vorhandene Antislawismus zeichnete sich weder durch Hass gegen die Einheimischen noch durch einen Kulturimperialismus aus, womit die spekulativen Thesen von Vejas Liulevicins<sup>1</sup> auch für dieses Gebiet einmal mehr widerlegt wären. Hinzu kommt, dass bei den durchaus zu beobachtenden Repressalien die k.u.k. Truppen durch ebensolche Härte auffielen wie die Deutschen und zudem erst später auf die gemeinsame Linie einer kooperativen Verwaltung des Landes einschwenkten – zu einer Zeit, als die Deutschen schon daran gegangen waren, eigene Vergehen durch eine rigide Kriegsgerechtheit zu ahnden. Von dem von Alan Kramer und John Horne<sup>2</sup> postulierten, speziellen „German Way of War“ lässt sich also für die Ukraine nicht sprechen.

Das heißt allerdings nicht, dass es keine Gemeinsamkeiten mit der nationalsozialistischen Fremdherrschaft gegeben hätte: Hier wie da waren verbündete Armeen unter deutscher Führung präsent, wurde die Ukraine als „gelobtes Land“ und Kornkammer gesehen, wurden die Armeen anfänglich als Befreier begrüßt und schnell als Eroberer verhasst. Auch herrschte in beiden Fällen ein starker Antisemitismus, wobei sich Rhetorik und Realität 1917/18 durchaus unterschieden. Wesentlich ist vor allem, dass die weltanschauliche Komponente eines harten Antibolschewismus schon im Ersten Weltkrieg deutlich hervortrat und die Kriegführung beeinflusste – explizite Kontinuitätslinien und Brüche harren aber auch hier noch einer genaueren Erkundung.

Warszawa

Stephan Lehnstaedt

<sup>1</sup> VEJAS GABRIEL LIULEVICIUS: *Kriegsland im Osten. Eroberung, Kolonisierung und Militärrherrschaft im Ersten Weltkrieg*. Hamburg 2002.

<sup>2</sup> JOHN HORNE, ALAN KRAMER: *Deutsche Kriegsgreuel 1914. Die umstrittene Wahrheit*. Hamburg 2004.

**Felix Ackermann: Palimpsest Grodno.** Nationalisierung, Nivellierung und Sowjetisierung einer mitteleuropäischen Stadt, 1919-1991. (Deutsches Historisches Institut Warschau. Quellen und Studien, Bd. 23.) Harrassowitz. Wiesbaden 2010. XVIII, 372 S., Ill., Kt. ISBN 978-3-447-06425-5. (€ 35,-.)

Mit der Dissertation von Felix Ackermann liegt eine weitere faszinierende lokalgeschichtliche Studie vor, in der Gewalterfahrung und Wandel im 20. Jh. durch das Prisma eines Ortes betrachtet werden: der Stadt Grodno an der Memel. Der Vf. hat mit dieser Stadt eine vorzügliche Wahl getroffen. Dort trafen im 20. Jh. polnische und litauische, weißrussische und jüdische, deutsche und russische Geschichte aufeinander; sowjetische und nationalsozialistische Gewalterfahrungen lösten einander ab. Schließlich ist der Mord an Grodnos Juden ein Teil des Holocausts. A. wählt einen kulturhistorischen Zugang, um die verschiedenen Phasen urbaner Veränderung zu beschreiben. Er will aufzeigen, wie unterschiedliche Regime der Stadt ihr gegenwärtiges Gepräge gaben. Seine Untersuchung stützt sich auf eine beeindruckende Quellenbreite; besonders gelungen erscheint die Integration von Zeitzeugeninterviews, die in verschiedenen Sprachen geführt wurden, in die Darstellung. Zur Erklärung der Geschichte Grodnos zwischen Erstem Weltkrieg und postsowjetischer Ära bemüht der Vf. das Bild des Palimpsests, des mehrfach überschriebenen Pergaments, um die verschiedenen Erzählungen, die Spannung zwischen Ausge-

löschem und neu Erfundenem in der Geschichte Grodnos zu fassen. Die Studie ist in drei Teile gegliedert: Nationalisierung (1919-1939), Nivellierung (1939-1949) und Sowjetisierung (1949-1991).

Grodno, das in der *Rzeczpospolita* Residenz polnischer Könige war, wurde nach den Teilungen Polens zu einer Provinzstadt im Nordwesten des Russischen Reiches. Mit dem Frieden von Riga gehörte die Stadt seit 1921 zur Polnischen Republik. Hier setzt die Studie ein und beginnt mit einem vielschichtigen Bild des urbanen Lebens im polnischen Nordosten. Sie verdeutlicht die Pluralität des gesellschaftlichen Lebens im Osten der polnischen Republik. Grodno war eine Stadt der Ethnien und der Religionen, die von unterschiedlichen Identitäten geprägt war. Konfessionelle Heterogenität, religiöse Vielfalt und politischer Pluralismus bestimmten ihr Gesicht: In der Stadt begegneten sich Christen und Juden, Katholiken und Orthodoxe, polnische Nationalisten, Zionisten, ruthenische Bauern und weißrussische Kommunisten – um nur einige Gruppen zu nennen. Dem polnischen Staat gelang die Zerstörung der russisch-imperialen Prägung Grodnos, und er feierte partielle Erfolge bei der Etablierung eines polnischen kulturellen Kanons. Doch letztlich blieb die Vielgestaltigkeit das Merkmal dieser Stadt an der Peripherie der mitteleuropäischen Welt. Die Nationalisierung, die der Vf. umreißt, stieß an ihre Grenzen und blieb partiell.

Die Konsequenzen des Hitler-Stalin-Paktes veränderten die Stadt seit dem September 1939 von Grund auf. Was mit einem deutschen Bombenangriff begann, fand seine Fortsetzung in der radikalen Sowjetisierung, die seit Ende September gewaltsam in die soziale Struktur eingriff. Umgehend setzte die Repression gegen die Eliten ein; Ziel der sowjetischen Besatzer war die Auslöschung heterogener Urbanität und die zügige Eingliederung Grodnos in sowjetische Strukturen. Dazu wurde das soziale, wirtschaftliche und ethnische Leben durch die Besatzer umgestaltet. Sie oktroyierten ein kulturelles Koordinatensystem, das sowjetische Herrschaft auf Grundlage nationaler Mythen begründen sollte: Der Einmarsch der Roten Armee wurde als „Wiedervereinigung“ des weißrussischen Volkes gefeiert. Der Vf. beschreibt den Wandel der Stadt durch die Erfahrung ethnischer Diskriminierung und die Deportation der sozialen Eliten. Anschließend behandelt A. die nationalsozialistische Besetzung der Stadt, insbesondere auch die Verfolgung und Ermordung der Juden und ihre Konsequenzen für die Stadt. Das Kapitel über den Zweiten Weltkrieg schließt mit einer Darstellung der weitgehenden Aussiedlung der polnischen Bevölkerung und der zweiten Sowjetisierung Grodnos nach 1944, die in einer verschärften Konfrontation mit den verbliebenen polnischen Bürgern mündete. Die sowjetische und deutsche Besetzung hinterließen eine zerstörte Stadt, die nach 1944 in die Weißrussische Sowjetrepublik eingegliedert wurde.

Der dritte Teil der Studie behandelt die Entwicklung Grodnos unter sowjetischer Herrschaft. Im Vergleich zu den beiden anderen Teilen der Untersuchung fällt auf, dass sich der Vf. hier besonders der Geschichtspolitik und der Erinnerungskultur widmet; Fragen des Alltags in der sowjetischen Moderne treten in den Hintergrund. Er rekapituliert die Einwanderung bäuerlicher Bewohner nach Grodno, doch er untersucht primär die Frage, wie sich neue Identitäten entwickelten und wie die Herrschenden ein Grodno erfanden, das zugleich sowjetisch und „urrussisch“ (S. 292) war. Der Sieg im „Großen Vaterländischen Krieg“ fungierte als Gründungsmythos des sowjetischen Grodno, das nun weißrussisch sein sollte, tatsächlich aber einer kulturellen Russifizierung unterlag. Interessant ist der Befund, dass die sowjetische Propaganda die Kultur der weißrussischen Titularnation auf dörfliche Folklore reduzierte und damit die russisch-sowjetische Hochkultur als einzigen Weg des sozialen Aufstiegs und der urbanen Akkulturation auswies. Am Ende seiner Studie behandelt A. die Eigendynamik lokaler Geschichte, die von der späten Sowjetunion nicht mehr kontrolliert werden konnte. In der Perestrojka erschien Grodno als ein urbaner Raum, der Fragen aufwarf, die von offiziellen Narrativen nicht beantwortet wurden. Die geringe Plausibilität der sowjetischen Erzählungen, ihr Schweigen zu zentralen Problemen der Geschichte Grodnos, war einer der zahlreichen Faktoren, die zur Delegitimierung sowjetischer Herrschaft beitrugen. Die Ausgrenzung der Erfahrungen großer Bevölkerungs-

teile konnte nicht länger durchgehalten werden. Die Spielräume unter der Herrschaft Michail Gorbachevs beförderten eine weißrussische Nationalisierung ebenso wie die Idee der Rückkehr nach Europa und der Besinnung auf das polnische, litauische und auch jüdische Erbe.

Der Vf. hat eine beeindruckende Untersuchung vorgelegt, die faszinierende Einblicke in die Geschichte der Stadt und der Region gewährt und dabei die großen Fragen des 20. Jh. souverän in den lokalen Kontext integriert. Kritisch sei angemerkt, dass die Grenzen des kulturgeschichtlichen Zugriffs insbesondere für die Zeit des Zweiten Weltkriegs mit seinen Vertreibungen, Deportationen und Massentötungen deutlich werden: Was kann die Metapher Palimpsest leisten, wann wird sie dem Gegenstand nicht mehr gerecht und wo wäre es zutreffender, mit Timothy Snyder von *Bloodlands*<sup>1</sup> zu sprechen?

Potsdam

Jan C. Behrends

<sup>1</sup> TIMOTHY SNYDER: *Bloodlands. Europe between Hitler and Stalin*, New York 2010.

**Yehuda Bauer: The Death of the Shtetl.** Yale University Press. New Haven – London 2009. VIII, 208 S., 7 Ktn. ISBN 978-0-300-15209-8. (€ 35,99.)

Beim Forschungsstand zum nationalsozialistischen Judenmord in Osteuropa gibt es bis heute zwischen den betroffenen Ländern und Provinzen enorme Ungleichheiten. Ist die Entwicklung in einzelnen großstädtischen Zentren wie Warschau, Lodz oder Kielce schon verschiedentlich nachgezeichnet worden, so fehlt es bislang an Darstellungen zu den allermeisten Kleinstädten. In den historischen polnischen Ostgebieten der Jahre 1919 bis 1945, den *Kresy*, ist dieses Missverhältnis noch ausgeprägter, denn abgesehen von der ostgalizischen Metropole Lemberg<sup>1</sup> wurde das Geschehen nur sehr selten aus verschiedenen Blickwinkeln erforscht. Die Gründe dafür sind vielschichtig: die Isolation dieser Gebiete nach ihrer sowjetischen Rückeroberung, die nahezu vollständige Auslöschung jüdischen Lebens unter dem Nationalsozialismus, die teils bis heute nicht überwundene Unzugänglichkeit einschlägiger Archive, das Vorliegen von Quellen in mehreren Sprachen usw.

Trotzdem hat sich Yehuda Bauer vorgenommen, die Geschichte der von Juden geprägten Kleinstädte (Shtetl) in den *Kresy* – hier begriffen als Ostgalizien, Wolhynien und der ehemalige Nordosten Polens (ohne die Region Białystok und das Wilna-Gebiet) – aus der Perspektive der Opfer eingehender zu schildern. Dafür hat er aus jeder Region Quellen zu drei bis vier ausgewählten Orten einschließlich der nach dem Krieg gesammelten Zeugnisse von jüdischen Überlebenden (meist aus dem Archiv der Jerusalemer Forschungs- und Gedenkstätte Yad Vashem) ausgewertet. Nach einer Einführung und einem Kapitel zur Entwicklung in den 1930er Jahren sowie unter der sowjetischen Herrschaft zwischen 1939 und 1941, als das jüdische Gemeindeleben weitgehend zum Erliegen kam, gilt das Hauptinteresse internen Vorgängen „in the difficult circumstances of German genocide“ (S. 165): Inwieweit zeichnete sich das kollektive Leben 1941/42 durch Solidarität, Selbstbehauptung und Widerständigkeit aus? Somit geht es um eine vergleichende Betrachtung der Judenräte und des Verhältnisses von Juden und Nicht-Juden in den betreffenden Gebieten. Im Abschnitt über Rebellen und Partisanen fasst B. Erkenntnisse über den bewaffneten Widerstand im ehemaligen Ostpolen zusammen.

Im Schlusskapitel, das mit dem Titel des Buchs überschrieben ist, behauptet der Vf., dass die jüdischen Reaktionen mehr oder weniger jenen anderer Gruppierungen gleichen würden, die Opfer von Genoziden wurden (wenngleich diese nicht näher betrachtet werden). Er betont jedoch, dass kollektive Selbstbehauptung das Handeln der Juden besonders

<sup>1</sup> Siehe zuletzt CHRISTOPH MICK: *Kriegserfahrungen in einer multiethnischen Stadt. Lemberg 1914-1947*, Wiesbaden 2010 (Deutsches Historisches Institut Warschau. Quellen und Studien, 22).

ausgezeichnet habe: ihr Bemühen um gegenseitige Hilfe, Nahrungsmittelschmuggel und die Aufrechterhaltung einer solidarischen Gesundheitsversorgung und kultureller Initiativen (S. 158). Inwieweit sich solches Handeln in diesem oder jenem Ort durchsetzte, hing zum einen von der Charakterfestigkeit der Judenratsmitglieder, zum anderen von den Faktoren Zufall und Glück ab.

Den Bezugsrahmen für das Geschehen bestimmten ganz wesentlich die deutschen (und österreichischen) Machthaber – in Berlin, in der Region und in den einzelnen Ortschaften – und in zunehmendem Maße auch deren einheimische Hilfstruppen. Wie B. an den von ihm angeführten Geschichten des Überlebens deutlich macht, war der Beistand von mehreren, manchmal vielen Nicht-Juden (Ukrainern, Weißrussen, Polen, (Volks-)Deutschen; Orthodoxen, Unierten, Katholiken, Altgläubigen, Baptisten) nötig, um dem Tod zu entinnen.

Die Besatzer waren ebenso dafür verantwortlich, dass von 1939 an mit den nationalsozialistischen Judengettos und deren jüdischen Leitungsorganen Einrichtungen geschaffen wurden, in denen anders als im Zwangsarbeits- oder Konzentrationslager ein gewisses Maß an Selbstbestimmung möglich war, das 1-2 Jahre lang soziale Eigeninitiative noch zuließ; dies unterschied 1941/42 die Lage der Juden in den *Kresy* von der zahlreicher anderer Genozidopfer im 20. Jh.

Am Ende hält der Vf. den sowjetischen Truppen einmal mehr zugute, dass sie die *Kresy* befreit hätten. Doch trifft dies nur für wenige Zehntausend Juden (von ursprünglich 1,2 Millionen, die 1939 in den *Kresy* gelebt hatten) zu, denen es bis dahin gelungen war zu überleben – und die fast alle kurz darauf ausreisten. Unbeachtet bleibt, dass für die einheimische nichtjüdische Bevölkerung bloß eine weitere Besatzung und Willkürherrschaft begann, die – etwa für die Polen – neue Vertreibungen und Deportationen mit sich brachten. Um einseitigen Bewertungen zu entgehen, erscheint es unerlässlich, das Geschehen nicht ausschließlich durch das Prisma jüdischer Zeugenberichte zu betrachten, sondern auch die Zeugnisse der nichtjüdischen Landsleute heranzuziehen.

Der Band wird durch einen Index mit Namen von Orten, Personen und ausgewählten Sachbegriffen abgeschlossen; die Schreibung der Orts- und Personennamen folgt zumeist den offiziellen polnischen Benennungen (ohne Diakritika). Es wäre zu wünschen, wenn B.s ambitionierte Untersuchung Ausgangspunkt für weitere Studien sein könnte, in die auch die lokale und regionale Überlieferung weitestgehend einbezogen wird, um dadurch zu noch tragfähigeren Schlussfolgerungen zu kommen.

Marburg

Klaus-Peter Friedrich

**Richard Lein: Pflichterfüllung oder Hochverrat?** Die tschechischen Soldaten Österreich-Ungarns im Ersten Weltkrieg. (Europa Orientalis, Bd. 9.) LIT. Münster u.a. 2011. 441 S., 6 Ill., 4 Kt., 3 Tab. ISBN 978-3-643-50158-5. (€ 49,90.)

Richard Lein wartet eingangs seiner Dissertation, 2009 an der Universität Wien verteidigt und für die vorliegende Publikation noch einmal überarbeitet, mit einer interessanten Parallele auf: Die These von der Unzuverlässigkeit der tschechischen Soldaten in der k.u.k. Armee während des Ersten Weltkriegs, die letztlich zum Zusammenbruch Österreich-Ungarns 1918 beigetragen habe, sei demnach sowohl von den deutschnationalen Parteien der Republik Österreich als auch von führenden Politikern und Publizisten der unabhängigen Tschechoslowakei gepflegt worden. So konträr sich beide politische Richtungen ansonsten gegenüberstanden, so konträr waren freilich auch die Motive für diese These: Für die Deutschnationalen war der tschechische „Verrat“ gewissermaßen die „österreichische Variante der reichsdeutschen Dolchstoßlegende“, so L. in Anlehnung an den tschechischen Historiker Ivan Šedivý (S. 12), dagegen versuchte die tschechische Seite gerade auch dem Ausland gegenüber zu zeigen, dass ihre Landsleute schon immer Gegner der Mittelmacht Österreich-Ungarn gewesen und aktiv für ihre Freiheit und staatliche Unabhängigkeit eingetreten seien.

Konkrete Anknüpfungspunkte für diese neuen nationalen Selbstverortungen im Nachkriegseuropa waren die Schlacht von Esztebnekhuta (Stebnicka Huta) am 3. April 1915 und vor allem die Schlacht von Zborov (Zboriv) vom 1. und 2. Juli 1917, an die auch in der heutigen Tschechischen Republik wieder gern erinnert wird. Während es im ersten Fall um die vermutete kampflöse Aufgabe des Prager Infanterieregiments (IR) 28 während der österreichisch-ungarischen „Karpatschlacht“ gegen Russland ging, standen sich im zweiten Fall erstmals tschechische Soldaten der k.u.k. Armee und Angehörige der in Russland formierten Tschechoslowakischen Legion gegenüber, was nach gängiger Sicht der Dinge zur massenhaften Desertion der tschechischen Soldaten aus der k.u.k. Armee geführt haben soll.

L.s Anliegen ist es nun, den Geschehnissen, die zu den genannten Thesen- und Legendenbildungen geführt haben, auf den Grund zu gehen. Dabei wählt er, gestützt auf einen umfangreichen Quellenkorpus vornehmlich von Feldakten aus dem Österreichischen Staatsarchiv Wien und dem Militärischen Zentralarchiv Prag, einen operationsgeschichtlichen Ansatz.

Mit mikroskopischem Blick und erkennbarer Sympathie für den einfachen Soldaten wird so zunächst die Lage an der Karpatenfront 1915 rekonstruiert. Nach monatelangem Stellungskrieg im winterlichen Gebirge lagerten die tschechischen k.u.k. Soldaten in den Tagen vor der entscheidenden Schlacht demnach ohne ausreichende Verpflegung und ohne Unterstandsmöglichkeiten in Wald und Schnee, isoliert in ungünstiger Stellung auf halbem Hang und zunehmend vom Gegner eingekreist. Dass die Angehörigen des IR 28 dann am 3. April von russischen Truppen förmlich überrannt wurden, ist L. zufolge aber nicht allein ihrer vorausgegangenen Not und Zermürbung zuzuschreiben, sondern vor allem auch Folge taktischer Fehler höherer k.u.k. Kommandostellen – hierzu gehörte nicht zuletzt, dass Telefonleitungen funktionsunfähig und Stellungen nicht in erforderlichem Maße ausgebaut worden seien. Schuldzuweisungen statt (selbst)kritischer Analyse kennzeichneten die nachfolgenden Tage und Wochen; bereits vorhandene antitschechische Ressentiments in den höheren k.u.k. Kommandostellen wurden aktualisiert und verstärkt. Drastische Folge war die Verfügung Kaiser Franz Josefs, das Prager IR 28 kurzerhand aufzulösen.

Als noch gravierender beschreibt L. die Versäumnisse der höheren k.u.k. Kommandostellen im Falle der Schlacht von Zborov. Der Gegner, die russische Armee, befand sich nach der Februarrevolution 1917 in Unruhe und Auflösung; Kriegsmüdigkeit machte sich breit. Für die Mittelmächte schien Russland als ernstzunehmender Gegner auszufallen. Die energischen Bemühungen General Aleksej Brusilovs und Kriegsminister Aleksandr Kerenskij ab dem Frühsommer 1917, eine neue russische Offensive zu starten, wurden in Österreich-Ungarn ohne größere Besorgnis registriert. Am ostgalizischen Frontabschnitt ging daher der Stellungsausbau nur gemächlich voran. Umso größer war das Entsetzen, als den als demoralisiert geltenden Russen bei Zborov der Durchbruch gelang. Der Einsatz der Tschechoslowakischen Legion auf russischer Seite gab die vermeintlich schlüssige Erklärung für das eigentlich Unerklärliche. Zwar wurde erst während des unmittelbaren Gefechts offenkundig, dass sich Tschechen einander gegenüberstanden, so dass die Wahrscheinlichkeit einer konzertierten Aktion gering war, doch eingefahrene antitschechische Deutungsmuster in den höheren k.u.k. Kommandostellen erhielten nun auch aus entgegengesetzter Richtung Nahrung: von der Propaganda des tschechoslowakischen Exils, das den Erfolg von Zborov pries. Angesichts dessen fällt L.s Bilanz lapidar aus: „Die Soldaten tschechischer Nationalität waren in dieser Auseinandersetzungen hingegen kaum mehr als Statisten, deren tatsächliches Verhalten an der Front nur von geringer Relevanz war“ (S. 419).

Die Darstellung der Ereignisse an der Front wird folgerichtig immer wieder in einen größeren Kontext eingebettet: Betrachtet werden Stimmungen in der Bevölkerung und parlamentarische Auseinandersetzungen ebenso wie (militär)gerichtliche Verfahren, in denen häufig genug Offiziere angesichts der Niederlagen und Schuldzuweisungen ihre Ehre zu verteidigen oder wiederzuerlangen versuchten. Das Schlusskapitel bietet eine ausführliche

Darstellung der Schlachten von Esztebnekhuta und Zborov in Publizistik und Memoirenliteratur der Zwischenkriegszeit und analysiert die Wirkungen auf die Erinnerungskultur in Österreich und der Tschechoslowakei. Damit wird der operationsgeschichtliche Ansatz der Arbeit produktiv erweitert.

Kritisch anzumerken ist, dass das beigegebene Kartenmaterial ausführlicher hätte sein können; auch kommt es einige Male zu Uneinheitlichkeiten bei den Ortsbezeichnungen, die teils in Ungarisch, teils in Deutsch oder in einer slawischen Sprache wiedergegeben werden.

Insgesamt aber liegt hier eine eindringliche und überzeugende Studie zur historiografisch lange Zeit vernachlässigten Ostfront des Ersten Weltkriegs vor. Insbesondere der von jeglichen verklärenden Tendenzen freie Blick auf die Kriegsjahre der Donaumonarchie ist hervorzuheben; hier bieten sich auch dem stärker sozial- und kulturgeschichtlich interessierten Leser wertvolle Einsichten.

Braunschweig

Stephanie Zloch

**Dieter Schenk: Krakauer Burg.** Die Machtzentrale des Generalgouverneurs Hans Frank 1939-1945. Links. Berlin 2010. 206 S., zahlr. Ill., Kt. ISBN 978-3-86153-575-1. (€ 29,90.)

Dieter Schenk hat sich vorgenommen, die facettenreiche Geschichte des polnischen königlichen Architekturensembles auf dem Wawelhügel unter deutscher Besatzung niederzuschreiben. Nach der Vernichtung der polnischen Staatlichkeit wurde Krakau zur Hauptstadt eines deutschen Nebenlandes, des Generalgouvernements, erkoren, dessen „König“, Hans Frank, seinen Sitz im ehemaligen Königsschloss errichtete und diesen Ort nationalsozialistisch umkodieren ließ. Das große Verdienst des Autors besteht darin, dass er Presse, Propagandamaterial und pseudo-wissenschaftliche Publikationen der damaligen Zeit umfangreich ausgewertet hat. Die Zitate daraus bilden einen beträchtlichen Teil des Buches und führen sehr anschaulich vor Augen, wie die entsprechenden Ziele gesetzt wurden und mit welchen Mitteln es sie zu erfüllen galt. Dazu werden Einträge aus den Tagebüchern und Publikationen der von den Deutschen beschäftigten Polen, wie z.B. des Architekten Adolf Szyszko-Bohusz, herangezogen. Diese Inhalte werden zusätzlich mit eindringlichen Fotografien verbildlicht, die sowohl die Inszenierung der nationalsozialistischen Macht als auch den jämmerlichen Alltag der durch sie beherrschten „Untermenschen“ dokumentieren. Besonders irritierend sind solche Fragmente hervorzuheben, die das Leben der neu hinzugezogenen Deutschen in Krakau und die allgegenwärtige Korruption dokumentieren. Das Buch ist flüssig geschrieben, der Autor hegt offensichtlich journalistische Ambitionen und möchte ein breites, fachlich nicht geschultes Publikum erreichen. Deswegen schimmert wohl manchmal eine gewisse Naivität durch, wenn Sch. z.B. behauptet, dass Frank keine Sachkompetenz für den Posten des Generalgouverneurs mitgebracht habe, da er kein Polnisch sprach (S. 67), und ein Gegensatz zwischen seiner humanistischen Bildung und seiner Brutalität vermutet wird (S. 124).

Die Geschichte der Krakauer Burg nimmt allerdings im Buch viel weniger Platz ein als im Titel versprochen. Warum, so ließe sich außerdem fragen, heißt es dort „Krakauer Burg“ und nicht, wie damals offiziell üblich, „die Burg zu Krakau“? Es geht eigentlich um die Geschichte der ganzen Stadt unter deutscher Besatzung. Offensichtlich setzt Sch. die Geschichte der Stadt mit der Geschichte der Burg gleich, was in symbolischer Hinsicht stimmen mag, aber in der Realität nicht zutrifft.

Besonders irritierend sind Fragmente des ersten einführenden Kapitels „Der Wawel vom Ursprung bis zum Zweiten Weltkrieg“, die sich auf die kronländische Geschichte von Krakau als einer galizischen Stadt beziehen. Das Wort „Autonomie“ lässt sich dort nirgends auffinden, Sch. argumentiert sehr patriotisch-aufständisch, wodurch sich die Vergangenheit wunderbar verfälschen lässt – aus dem Enthusiasmus über den Kaiserbesuch im Jahre 1880 wird das Zeigen der „kalte[n] Schulter“ durch die Bürger (S. 24). Das glei-

che gilt für das Kapitel über die Geschichte der Juden in Kazimierz, wo z.B. von einem deutschen Schulwesen in Kazimierz die Rede ist und nur die jüdischen Wissenschaftler und Künstler die Bürgerrechte erhalten (S. 26). Besonders amüsan ist das Fragment über die, wie der Autor vorgibt, Selbstverständlichkeit, mit der der Krakauer Erzbischof Adam Sapieha es zuließ, den Sozialisten und abtrünnigen Nicht-mehr-Katholiken Józef Piłsudski in der Krakauer Kathedrale zu bestatten (S. 33). Denn das Gegenteil war der Fall: Sapieha gehörte politisch vielmehr zu den entschiedensten Gegnern des Marschalls und wollte diesen partout nicht in „seiner Kathedrale“ haben. Zwar wurde Sapieha schließlich dazu gezwungen, entfernte aber wenig später den Sarg Piłsudskis in einer Nacht- und Nebelaktion aus der königlichen Krypta und brachte ihn in einen Seitenturm unter. Dafür wurde er natürlich von den Piłsudski-Anhängern massiv kritisiert. Von dem anschließenden „Wawel-Konflikt“ scheint der Autor noch nie etwas gehört zu haben. Diese Fehler mahnen zur Vorsicht und zu einer sehr kritischen Lektüre der übrigen Buchteile.

Rostock

Hanna Kozińska-Witt

**Barbara Engelking, Jacek Leociak: The Warsaw Ghetto.** A Guide to the Perished City.. Yale University Press. New Haven – London 2009. XXIX, 906 S., Ill., Kt., 3 Kt.-Beil. ISBN 978-0-300-11234-4. (€ 62,99.)

**Barbara Engelking, Dariusz Libionka: Żydzi w Powstańczej Warszawie.** [Juden im aufständischen Warschau.] Polish Center for Holocaust Research Association. Warszawa 2009. 357 S., Ill., Kt. ISBN 978-83-926831-1-7. (Zł 44,-)

**Władysław Bartoszewski: Powstanie Warszawskie.** [Der Warschauer Aufstand]. Hrsg. von Andrzej Krzysztof Kunert. Świat Książki. Warszawa 2009. 780 S., Ill., Kt., 1 Kt.-Beil., CD-ROM. ISBN 978-83-247-1699-9.

Im November 1940 sperrten die deutschen Besatzer etwa 400 000 Juden im Warschauer Ghetto ein. Etwa 30 Prozent der Warschauer Bevölkerung drängten sich nun auf 2,4 Prozent des Stadtgebiets. In mehreren Wellen kamen außerdem noch Umsiedler in das durch eine Mauer vom übrigen Stadtgebiet abgetrennte Gebiet, vor allem Juden aus der Umgebung, aber auch Deportierte aus dem Deutschen Reich. Die kaum zu ertragende Enge, die absolute Mangelversorgung und verschiedene Krankheiten und Epidemien führten dazu, dass bis zum Juli 1942 etwa 100 000 Menschen im Ghetto starben. Dann begann für die Warschauer Juden der Massenmord in Treblinka. Vom 22. Juli bis Mitte September 1942 wurden etwa 350 000 Männer, Frauen und Kinder vom Umschlagplatz aus in das Vernichtungslager deportiert und unmittelbar nach ihrer Ankunft ermordet. Die übrigen verblieben im verkleinerten „Restghetto“, viele von ihnen kamen dort um bzw. wurden während des Ghettoaufstandes ermordet, oder sie wurden im April und Mai 1943 in Vernichtungslager oder Arbeitslager im Distrikt Lublin verschleppt.

Acht Jahre nach der Erstveröffentlichung in polnischer Sprache<sup>1</sup> ist das große Werk über das Warschauer Ghetto von Barbara Engelking und Jacek Leociak endlich und zum Glück in einer englischen Übersetzung einem größeren Leserkreis zugänglich gemacht worden. So detailliert, ausführlich und kenntnisreich wie die Leiterin und der Mitarbeiter des überaus produktiven Polish Center for Holocaust Research (Centrum Badań nad Zagładą Żydów) in Warschau hat wohl noch niemand über dieses größte von den Nationalsozialisten eingerichtete Ghetto geschrieben.<sup>2</sup>

<sup>1</sup> BARBARA ENGELKING, JACEK LEOCIAK: Getto warszawskie. Przewodnik po nieistniejącym mieście [Das Warschauer Ghetto. Führer durch eine nicht vorhandene Stadt], Warszawa 2001.

<sup>2</sup> Eine Ausnahme sind hier vielleicht die zahlreichen Arbeiten der unlängst verstorbenen Ruta Sakowska. In deutscher Übersetzung liegen vor RUTA SAKOWSKA: Menschen im Ghetto. Die jüdische Bevölkerung im besetzten Warschau 1939-1943, Osnabrück 1999;



Die Autoren bezeichnen selbst ihr Buch als einen Führer, der den Leser in eine Stadt mitnimmt, die nicht mehr existiert: Nach der Niederschlagung des Ghettoaufstandes machten die deutschen Besatzer den Bezirk praktisch dem Erdboden gleich. Die allermeisten der Menschen, die dort zu leben gezwungen waren, hatten sie bereits ermordet. Was bleibt, sind aber, vor allem durch die Bemühungen des Untergrundarchivs um Emanuel Ringelblum, zahlreiche Quellen, die verfasst und gesammelt wurden von Menschen im Ghetto, die die spätere Erinnerung mitbestimmen wollen, selbst wenn sie selbst nicht überleben würden.<sup>3</sup>

Aus diesen und anderen vielfältigen zeitgenössischen Quellen und den Erinnerungsberichten Überlebender entwerfen E. und L. auf über 800 Seiten ein facettenreiches Bild des „Jüdischen Wohnbezirks“, rekonstruieren das Ghettoleben, die Orte, die Institutionen und erzählen von den Menschen, die versuchten ihr Leben im Ghetto unter katastrophalen Bedingungen und steter Bedrohung zu bewältigen. Sie berichten von den jüdischen Organisationen, der Verwaltung, aber auch von den Bemühungen einzelner Individuen, ihre Lage zu verbessern. Die Autoren schreiben über das reiche kulturelle Leben, über Bildung und Erziehung, über Arbeit, über die Versuche, die Versorgung zu verbessern, aber auch über Konflikte innerhalb der Ghettogesellschaft. Sie stellen die Arbeit des Untergrundarchivs dar und die Entstehung des bewaffneten Untergrunds.

Dem Kapitel über den Ghettoaufstand im April und Mai 1943 folgt ein Epilog über die Geschichte des Gebiets nach der völligen Zerstörung des Ghettos. Hier ist auch von den „Robinsons“ die Rede, überlebenden Juden, die untergetaucht waren und weiterhin in Warschau lebten. In einer ersten Phase geht es hierbei um schätzungsweise 17 000<sup>4</sup> „Robinsons des Ghettos“, nach der Niederschlagung des Warschauer Aufstands im Sommer 1944 waren es mehrere Hundert „Warschauer Robinsons“, die im gesamten Stadtgebiet verstreut lebten. Mit Władysław Szpilman erlangte einer dieser Untergetauchten auch in Deutschland spätestens durch Roman Polanskis Film *Der Pianist* große Berühmtheit.<sup>5</sup>

Einige der überlebenden Juden des Warschauer Ghettoaufstandes, die inzwischen mehr als ein Jahr im Untergrund gelebt hatten, wollten sich im Sommer 1944 am Kampf der Polen beteiligen. Yitzhak Cukierman („Antek“), der Führer der Jüdischen Kampforganisation (Żydowska Organizacja Bojowa) rief zum Kampf für die gemeinsame Sache auf. Die bisher nur wenig bekannte Beteiligung von Juden im Warschauer Aufstand untersucht ebenfalls E. Diese Studie hat sie gemeinsam mit einem weiteren Kollegen aus dem Polish Center for Holocaust Research, Dariusz Libionka, verfasst.

Da in polnischen Erinnerungen an den Aufstand Juden kaum vorkommen, sind die Autoren hier weitgehend auf die Berichte der überlebenden Juden selbst angewiesen. In diesen wiederum ist die Beteiligung am Warschauer Aufstand zumeist nur eine Episode angesichts dessen, was sie in den Jahren zuvor schon überlebt hatten. Manche Informationen fehlen ihnen daher, räumen E. und L. gleich zu Beginn ein. Viele Juden hatten bis zu

---

DIES.: Die zweite Etappe ist der Tod. NS-Ausrottungspolitik gegen die polnischen Juden, gesehen mit den Augen der Opfer, Berlin 1993.

<sup>3</sup> SAMUEL D. KASSOW: Ringelblums Vermächtnis. Das geheime Archiv des Warschauer Ghettos, Reinbek bei Hamburg 2010.

<sup>4</sup> So die Zahl in dem hier besprochenen Buch von ENGELKING/LIBIONKA (S. 19); bei ENGELKING/LEOCIAK findet sich die ungenauere Angabe 10 000-20 000 (S. 803).

<sup>5</sup> Szpilman selbst schrieb in seinen Erinnerungen, dass er im Grunde noch einsamer gewesen sei als Robinson: „Denn als Defoe seinen ‚Robinson Crusoe‘ schuf, den Typ des idealen Einsamen, ließ er ihm doch die Hoffnung auf die Begegnung mit einem anderen Menschen. [...] Ich aber mußte fliehen, falls die mich jetzt umgebenden Menschen sich näherten, mußte mich in Todesangst verstecken.“ Siehe WŁADYSŁAW SZPILMAN: Das wunderbare Überleben. Warschauer Erinnerungen 1939 bis 1945, Düsseldorf – München 1998.

diesem Zeitpunkt nur überlebt, weil sie erfolgreich ihre Spuren verwischt hatten und polnische Namen trugen. Sie standen nun vor der Frage, ob sie ihre wahre Identität preisgeben sollten oder lieber nicht. So kann in vielen Fällen gar nicht bestimmt werden, wie viele Juden in den Einheiten gekämpft haben. Doch trotz dieser Probleme gelingt den Vf. eine Pionierarbeit über die Teilnahme jüdischer Kämpfer – so erzählen sie bewegende Geschichten von Ghettokämpfern, die im Versteck oder in den Wäldern als Partisanen überlebt hatten und nun zurückkehrten, um erneut gegen die Deutschen zu kämpfen –, aber auch über das Leben von jüdischen Zivilisten während des Aufstands in den verschiedenen Stadtvierteln. Am Ende verfolgen sie das Schicksal der „Robinsons“, die nach dem Aufstand in den Ruinen der Stadt zurückblieben.

Der Warschauer Aufstand ist in Polen ein zentrales nationales Symbol, eine „hermetische Erfahrung“ (S. 321), so dass hier für „fremde“ Erinnerungen zumeist kein Platz ist, schon gar nicht für eine jüdische Erinnerung. Zugleich ist der Aufstand für viele überlebende Juden in Warschau die letzte Etappe deutscher Besatzung. E. und L. haben den Juden im Warschauer Aufstand ein beeindruckendes Denkmal gesetzt.

Władysław Bartoszewski ist gewissermaßen ein Bindeglied zwischen diesen Narrativen. Er war Mitglied der Heimatarmee (Armia Krajowa, AK), er war aber auch im Rat für die Unterstützung der Juden (Żegota) aktiv. 1963 wurde er für seine Hilfsaktionen während des Krieges von Yad Vashem als „Gerechter unter den Völkern“ ausgezeichnet. Auch hat der spätere Außenminister einen Bericht über das Warschauer Ghetto verfasst.<sup>6</sup>

B. ist Zeitzeuge und Historiker des Warschauer Aufstandes zugleich. Der damals 22-Jährige war Offizier im Informationsbüro der AK, und seine ersten Texte zum Aufstand entstanden in den dramatischen Tagen im August 1944. Doch auch nach dem Krieg hat er nicht aufgehört über den Aufstand zu schreiben. Und er ist dabei in all den Jahren seiner Einschätzung treu geblieben, der Aufstand sei unvermeidlich, die letzte souveräne Entscheidung der Polen gewesen. Eine Auswahl seiner Texte aus über sechzig Jahren sind in einem von dem Historiker Andrzej Krzysztof Kunert bearbeiteten Lesebuch versammelt, ergänzt durch umfangreiches Karten- und Bildmaterial sowie eine Multimedia-CD. Es ist ein wenig schade, dass das Buch keine ausführliche Biografie von B. enthält, aber vielleicht ist dies in einem Buch für eine polnische, zeithistorisch interessierte Leserschaft auch gar nicht nötig.

Unter verschiedenen thematischen Aspekten sind die zeitgenössischen und später verfassten Texte B.s präsentiert, so gibt es seine umfangreiche Chronik des Aufstandes, daneben etwa die Rubriken „Zeuge des Aufstandes“, „Mit den Augen des Historikers“, „Deutsche über den Aufstand“ oder eine Sammlung von Rezensionen, die er über Untersuchungen des Aufstandes verfasst hat. Stets hat er sich für die Erinnerung an den Warschauer Aufstand eingesetzt, mit der Autorität dessen, der mitgewirkt hat, aber auch in seiner Rolle als aufmerksamer Beobachter der erinnerungspolitischen Lage in Polen. In den Jahren des kommunistischen Polens war der Aufstand ein schwieriges Thema, die große Änderung nach 1990 symbolisiert sicherlich der Bau des Museums des Warschauer Aufstandes. So ist auch B.s Rede zur feierlichen Eröffnung dieses Museums einer der letzten abgedruckten Texte in dem Band. Und im Dokumententeil der Anthologie fehlt auch nicht der genannte Aufruf an die Kämpfer des Ghettoaufstandes von Yitzhak Cukierman, nun auch im Warschauer Aufstand zu kämpfen (S. 466 f.).

München

Andrea Löw

<sup>6</sup> WŁADYSŁAW BARTOSZEWSKI: Das Warschauer Ghetto – wie es wirklich war. Zeugenbericht eines Christen, Frankfurt a.M. 1983.

**Michael Fleming: Communism, Nationalism and Ethnicity in Poland, 1944-50.** (Bases/Routledge Series on Russian and East European Studies, Bd. 58.) Routledge. London – New York 2010. XVII, 199 S. ISBN 978-0-415-47651-5. (109,99 €.)

Drawing on recent studies such as Padraic Kenney's *Rebuilding Poland*<sup>1</sup> and Jan Gross's *Fear*<sup>2</sup>, Michael Fleming offers the latest proof that communist rule in Poland relied heavily upon preexisting xenophobic tropes and nationality policies as a way to consolidate power in a postwar environment of exacerbated ethnic hatred. Inherently unpopular in Poland and imposed by Soviet occupiers, the communist system in Poland attained control only by sponsoring the most extreme nationalist goal: an ethnically cleansed, homogenous Polish nation-state established primarily at German expense on western, often industrialized spaces.

By highlighting the communist-nationalist symbiosis that characterized the immediate postwar regime, F.s work takes on the deeply influential nationalist mythologies which the communists and their academic, often nationalist adherents upheld through most of the Cold War (and even recently). While recognizing that Soviet and Polish communist terror coerced Poles to support the new regime, F. demonstrates that the communist party attained "sufficient consent" from the people to maintain its power "through the manipulation of nationality policy, national myths and tropes, and the linking of land reform to the new national and territorial configuration" (p. 1). It was a process which F. traces back to 1935, when, to appear relevant in public opinion, the interwar communists started to adopt xenophobic slogans persecuting national minorities. The communists' utilitarian shift from tolerance to nationalism only increased amid the ethnic cleansing and border shifts at the end of World War II, when "through the drive to national homogeneity, and nationality policy more generally, the communists were able to secure sufficient acquiescence from Polish society to enable them to move forward with their social, political and economic programmes" (p. 2).

After establishing this contextual basis, the heart of F.s book is the third chapter, which convincingly demonstrates that the communist party obtained popular support by directing social anger against the most helpless and despised targets: national minorities. In an end-note, he adds a useful assessment of how the state then used the creation of "non-people" in Polish territory to persecute its political opponents on the grounds that they were un-Polish (p. 75, note 74) – a development that could have received more treatment. The fourth chapter outlines how the repressive structures of the early communist and Stalinist states were directed against national minorities, notably Jews, Ukrainians, Belarusians, Germans, and "autochthonous" populations. Here the author summarizes specific violent actions against the various groups. The fifth chapter ties in the role of the Polish Catholic Church, which before the onset of state persecution in 1947 gave substantial support to the nationalist (and communist) line from the party. This was due in large part to its acquisition of formerly German church properties and its alienation from the Vatican, which had opposed the postwar border revisions and ethnic cleansing of indigenous populations, notably Germans (p. 101). Thus in the crucial, immediate postwar period, though the church sought to "outflank" the communists through appeals to the Right, "the result was merely to align itself with the PPR nationality policy and to foster an illiberality in the political culture of which the PPR was the chief beneficiary" (p. 108). Perhaps most original is F.s inclusion in chapter six of two forgotten incidents in postwar Polish nationalities policy: the attempt to bring "home" proletarians of Polish descent who had settled in Germany's Westphalian industrial area before the war and the integration of Greek refugees from the

<sup>1</sup> PADRAIC KENNEY: *Rebuilding Poland. Workers and Communists, 1945-1950*, Ithaca u.a. 1997.

<sup>2</sup> JAN T. GROSS: *Fear. Anti-Semitism in Poland after Auschwitz. An Essay in Historical Interpretation*, Princeton 2006

Greek civil war in the depopulated border town of Zgorzelec, both of which the author contends demonstrate that Polish nationalism had softened from a policy of exclusion into one of assimilation. Nonetheless, that minorities such as largely assimilated Polish Jews continued to face exclusion and attacks over the coming decades should give caution to over-emphasizing the notion that Polish exclusionary nationalism lessened, not least because assimilationist and exclusionary nationalism tend to coexist and anticipate each other (if one assimilates, one may not be excluded, and vice-versa). More convincingly, the two incidents reveal that the early communist state at times moved beyond purely nationalist objectives when prompted by practical considerations (a worker shortage and the need to support communist-bloc causes)– a hardly surprising trend that increased in the Stalinist period.

The biggest shortcoming of F.s work is its assertion that it is doing something particularly new. While alluding to the work of Krystyna Kersten<sup>3</sup> and relying heavily on Kenney and Gross, the author fails to sufficiently acknowledge the fact that his core argument – the communist appeal to nationalist slogans to attain real popular support – has already been made convincingly in this previous scholarship. Among others, T. David Curp<sup>4</sup> has also shown that prewar border regions, such as in the Great Poland area around Poznań, proved especially susceptible to the nationalist tendencies explicit in the communist regime; legacies of hatred against Germans and postwar ethnic cleansing in adjacent German territories prompted Poles in the region to actively partner with the new regime to build the new state. Such regional distinctions are missing. It is also surprising that the leading rightwing nationalist movement which the communists co-opted – the highly popular, anti-German interwar *Endecja* platform – is hardly mentioned in the book, along with the many *Endecja* scholars whose outlook was transferred to the new regime. This too would have furthered the author's position that the communists were tapping into nationalist xenophobia by identifying that xenophobia's longer history.

Finally, it is peculiar that F. weakens his own argument by questioning Jan Gross's recent findings about continuities in postwar Polish antisemitism. Asserting that many Poles helped Jews and that other minorities (such as Germans) were also attacked, he accuses Gross of detaching Polish antisemitism from its historical context (61, 143). The fact that some Poles sheltered Germans in ethnically "cleansed" places like Lower Silesia does not prove that the regime failed to gain support from the majority through xenophobic attacks (and so it builds F.s argument). Furthermore, state support for prevalent attacks against multiple minorities fails to overturn arguments about the specific post-Holocaust Polish "fear" of Jews; rather, it demonstrates that the state was falling back on multiple xenophobic mythologies (most of which had prewar and wartime roots) to rally popular support in the aftermath of Polish suffering during World War II, regardless of whether targeted groups could be collectively condemned as "perpetrators" (especially Germans) or, as Gross argues, symptoms of Polish guilt. Though rooted in differing strands of nationalist paranoia, the plundering and violence could often look much the same, and it tended to receive comparable state support.

In the end, F.s book should be welcomed as another corrective to the longstanding presumption that Poles were passive victims of communism. Backing up what might be called a growing scholarly consensus, F. proves that many strata of Polish society which later resisted the regime – workers, nationalists, and the Catholic church – actively promoted the new state in the name of nationalism and ethnic cleansing in the early postwar era. While the text may be more appropriate for experts rather than beginners (as it presumes much

<sup>3</sup> KRYSZYNA KERSTEN: *The Establishment of Communist Rule in Poland 1943-1948*, Berkeley u.a. 1991.

<sup>4</sup> T. DAVID CURP: *A Clean Sweep? The Politics of Ethnic Cleansing in Western Poland, 1945-1960*, Rochester/NY 2006.

preceding contextual knowledge), the bibliography could be used as an introduction to selected English and Polish-language literature on nationalism, communism, and population displacement in Poland.

Birmingham/AL

Andrew Demshuk

**Katja Hartleb: Flucht und Vertreibung.** Ein Tabu-Thema in der DDR-Literatur? Tectum-Verl. Marburg 2011. 138 Seiten. ISBN 978-3-8288-2490-4. (€ 24,50.)

Hat man noch im Ohr, wie Deutschlands prominentester Kritiker Marcel Reich-Ranicki ein „schreckliches Buch“ in den Orkus zu verbannen pflegte, das nicht nach seinem Geschmack war? Um Geschmacksurteile darf es nicht gehen, wenn ein wissenschaftlicher Text zu beurteilen ist. Falls es sich dabei um eine Graduiierungsarbeit handelt, sollte die Rezensentin davon ausgehen können, dass der sachkundige Gutachter darüber befunden hat, ob die eingereichte Arbeit inhaltlich und formal den üblichen Kriterien entsprochen hat – nämlich (angeleitet von einem fachkundigen Betreuer) einen wissenschaftlichen Beitrag zu leisten, der sowohl bezüglich des Erkenntniszugewinns als auch der Formalien den Normen für wissenschaftliche Arbeiten entspricht. Mit solcher (auch im Interesse der Reputation unseres Faches wünschenswerten) Sorgfalt scheint es nicht nur die Verfasserin nicht genau genommen zu haben. So lautet meine Empfehlung an die potenziellen Leser: Sparen Sie Zeit und Geld, indem sie die Originale anstelle von Paraphrasen lesen! Ein solches Urteil erscheint unangemessen hart. Ich will es begründen:

Seit Helbig's verdienstvoller Schrift von 1988<sup>1</sup> sind zu dem Thema „Flucht und Vertreibung“ so viele Konferenzen veranstaltet, Bücher veröffentlicht worden, dass es schon eine Herausforderung darstellt, den Forschungsstand zu diesem Gegenstand zu überblicken (dabei beziehe ich ausdrücklich Publikationen aus den Vertreibungsländern ein). Diese Tatsache nicht zu reflektieren, erscheint mir vor allem anderen problematisch. Das Thema verlangt eine ebensolche Informiertheit über einschlägige politikwissenschaftliche und historische Publikationen zu diesem Gebiet. Konzidiert man, dass kaum jemand alle diese Publikationen kennen oder lesen kann, so erwartet man doch, dass eine repräsentative Auswahl getroffen und begründet wird. Der Anspruch, einen Abriss zu Kultur- und Literaturgeschichte der SBZ- bzw. DDR-Literatur auf rund zwanzig Seiten zu geben, kann nur zur Ansammlung von Allgemeinplätzen führen, die nicht eigener Überlegung entspringen, sondern kanonisierte Fachtexte paraphrasieren. Die Auseinandersetzung mit Mechanismen des Erinnerns bringt weitere Wissenschaftsdisziplinen ins Spiel – ob das sinnvoll ist, sollte sich dann an den exemplarischen Interpretationen zeigen. Ich meine: Der Nutzen ist marginal und dem Aufwand nicht angemessen.

Mit einiger Ungeduld kommt der Leser schließlich auf S. 63 dort an, worauf ihn der Titel des Bandes neugierig gemacht hat: bei den fiktionalen Texten. Für die Untersuchung ausgewählt wurden *Der Hirt* von Erik Neutsch, *Herr Müller, diesseits und jenseits der Oder* von Günter de Bruyn, *Vorgeschichte oder Schöne Gegend Probststein* von Helga Schütz und *Wir sind keine Kinder mehr* (der zweite Band von Ursula Höntschs unvollendeter Flüchtlingstrilogie). Man kann diese (wie jede) Textauswahl akzeptieren oder kritisieren – sie wird immerhin im abschließenden Vergleich zu begründen versucht. Zu allen Texten liegen bereits zahlreiche Interpretationen vor – auch solche unter dem Aspekt „Darstellung von Flucht und Vertreibung“. Sich mit diesen Interpretationen auseinanderzusetzen wäre wünschenswert gewesen – und sinnvoller jedenfalls als die ermüdenden Paraphrasen auf den ersten 60 Seiten. Der Diskurs findet leider nicht statt. Stattdessen wird die *Einführung in die Erzähltheorie* von Matías Martínez und Michael Scheffel als Raster

<sup>1</sup> LOUIS FERDINAND HELBIG: *Der ungeheure Verlust. Flucht und Vertreibung in der deutschsprachigen Belletristik der Nachkriegszeit*, Wiesbaden 1988 (Studien der Forschungsstelle Ostmitteleuropa an der Universität Dortmund, 3).

über die Texte gelegt und quasi abgearbeitet. Manches Element des Untertextes bleibt ebenso unreflektiert wie intertextuelle Bezüge (die sich beispielsweise von Neutschs *Hirten* zum *Buch Hiob* ergäben). Auch vermisst man eine sinnvolle Verbindung zwischen Texten und außerliterarischen Kontexten (mit denen sich die Anfangskapitel befasst haben). Den Interpretationen wäre es sicher gut bekommen, hätten die fiktionalen Texte auch unter historisch-genetischem Aspekt eine gründliche Bewertung erfahren. Aber methodologische Überlegungen stellt Katja Hartleb ebenso wenig an wie sie die literaturwissenschaftliche Terminologie sicher beherrscht. Das halte ich in einer literaturwissenschaftlichen Publikation für fatal. Mich jedenfalls ärgert es, wenn gattungsrelevante Begriffe unreflektiert verwendet werden. So kreiert H. zum Beispiel eine Gattung „Flucht- und Vertreibungsliteratur“ (S. 123) und bezeichnet *Wir Flüchtlingskinder* als Roman (was eine Autorin zwar schreiben, aber eine Germanistin nicht kritiklos nachsagen dürfte – dafür sind die dokumentarischen Anteile zu erheblich). Dass die Bezeichnung „SS-Soldat“ (S. 68) ein *lapsus linguae* ist, erscheint angesichts der gehäuften Verwendung dieser und ähnlicher Formulierungen (z.B. S. 67) zweifelhaft. Es ließen sich noch mehr Beispiele dieser Art anführen. Zudem stellt sich sowohl bei Lektüre der Einzelinterpretationen als auch bei den abschließenden Textvergleichen (die erhebliche Redundanzen aufweisen) nicht der Leseindruck ein, etwas Neues erfahren zu können. Schade.

Diese Erfahrung muss man ja schon in den einleitenden Kapiteln zwei bis fünf machen. Ich beziehe mich beispielhaft auf Kapitel 4.1 (S. 34 ff.), das sich mit Tendenzen der DDR-Literatur beschäftigt. Das Kapitel umfasst siebeneinhalb Seiten, ist versehen mit 23 Quellenangaben und einer Anmerkung. Zwanzig Quellenangaben sind sinngemäße Übernahmen aus Wolfgang Emmerichs *Kleiner Literaturgeschichte der DDR*. Das immerhin hinzugesetzte „Vergleiche“ (übrigens oftmals mit Bezug auf gleich mehrere Seiten) kann nicht entschuldigen, dass die Verfasserin ihre eigenen Aktivitäten auf die verbindenden Worte zwischen den sinngemäßen Zitaten beschränkt. Die Rezensentin ist keine Plagiatsjägerin – hat allerdings bei diesen und weiteren Textvergleichen (auch andere Quellen<sup>2</sup> werden regelrecht „ausgeschlachtet“) Grenzwertiges feststellen müssen. Erst im Kapitel 6 nimmt die Zahl der Anmerkungen deutlich ab und korrigiert das Verhältnis von Fremdem zu Eigenem vorteilhaft.

Eine weitere Unerquicklichkeit bleibt dem Leser nicht erspart: Die Autorin hätte gut daran getan, eine deutsche Grammatik plus Synonymenwörterbuch zur Hand zu nehmen und ihr Opus vor der Veröffentlichung sorgsam zu lektorieren. Exemplarisch beziehe ich mich auf die Seiten 66 f.: „Er ist Teil einer namenlosen Masse, *die* Masse der Flüchtlinge“; G. spannt die Tiere vor seinen Wagen, „in dem er seinen *wenigen* Besitz transportiert“; „*Nachdem* G. seine Hütte *verläßt*, realisiert er...“; „...*nachdem* G. die Milch des Muttertiers den [...] Frauen zum Stillen ihrer Säuglinge *gibt*“. Zur Funktion der Tiere heißt es: „Klar ist, daß sie am Ende den Menschen in der Not zur Ernährung gedient haben und damit fallen sie diesen auch schließlich zum Opfer. Doch hat er [der Hirte] die Tiere nicht *ein Stück weit* auch für sich selbst gerettet, damit er mit deren Hilfe und *seelischen* Beistand die Qualen der Flucht überstehen kann?“; „Für *die hungernden Menschen* bedeutet dieser Verlust aber die Rettung, da *sie* somit ihre Ernährung ermöglichen, was letztlich wiederum *ihre* Bestimmung als Nahrungsquelle verdeutlicht.“ Unklar bleibt der Rede Sinn – auch wenn von „Gewährläufen“ (S. 67) die Rede ist, besteht keine Gewähr für souveräne Beherrschung der deutschen Sprache – wovon man wohl bei „Höntsches“ (S. 120), aber nicht bei „Hartleb’s“ Texten ausgehen sollte. Nein – es bleibt dem Leser wenig erspart – nicht einmal der angelsächsische Genitiv, auch „Deppen-Apostroph“ genannt.

Leider versieht uns der Band zwar mit knappen Lebensdaten zu den Verfassern der besprochenen Texte – nicht aber zur Vita von H. Angewiesen auf das Internet, kann man auf der Seite des Teetum-Verlages immerhin erfahren, dass sie in Leipzig Anglistik und

<sup>2</sup> Z.B. MANFRED JÄGER: Kultur und Politik in der DDR 1945-1990, Köln 1994.

Germanistik studiert hat; selbst wenn es sich nicht um eine Dissertation, sondern um den seltenen Fall einer publizierten Masterarbeit handeln sollte, komme ich zu dem Schluss, dass die Vf. mit dieser Publikation weder sich noch ihren Lesern oder gar ihren akademischen Lehrern einen Dienst erwiesen hat.

Pizen

Elke Mehnert

„**Schleichwege**“. Inoffizielle Begegnungen sozialistischer Staatsbürger zwischen 1956 und 1989. Hrsg. von Włodzimierz Borodziej, Jerzy Kochanowski und Joachim von Puttkamer. Böhlau. Köln u.a. 2010. 381 S. ISBN 978-3-412-20561-4. (€ 49,-.)

Der Band versammelt Beiträge einer internationalen Tagung zu „inoffiziellen Begegnungen und Kontakten sozialistischer Staatsbürger“ und ist gleichzeitig eine von mehreren zusammenfassenden Publikationen von Ergebnissen des gleichnamigen internationalen Forschungsprojekts.<sup>1</sup> Die im Titel hervorgehobenen „Schleichwege“ sind in den Beiträgen Untersuchungsthema und Zugriffspunkt auf eine Alltagsgeschichte sozialistischer Staaten zugleich und sollen helfen, die Binnenperspektive dieser Länder zu überwinden.

Dabei konzentrieren sich die Untersuchungen auf fünf Themenschwerpunkte – „Grenzüberschreitungen und Verflechtungen“, „Tourismus und Schleichhandel“, „Politische Dimensionen“, „Kulturelle Transfers“ sowie „Vertragsarbeiter“ – die jedoch nicht immer trennscharf voneinander zu unterscheiden sind, was auch in der Heterogenität der hier zu besprechenden Beiträge begründet liegt. Nach der Entstalinisierung entwickelte sich auch im Staatssozialismus ein zunehmend größeres Angebot an Tourismus und Reisen, das bald das sozialistische Ausland mit einschloss und durch die teilweise Abschaffung der Visumpflicht in den 1970er Jahren erheblich erleichtert wurde. Diese anfangs zumeist staatlich organisierten und später oft individuellen Grenzübertritte bilden neben den sogenannten „Vertragsarbeitern“ den maßgeblichen Rahmen der untersuchten Kontakte, wobei sich die Einzelstudien jeweils auf eine Form der Grenzüberschreitung beschränken. Einen Schwerpunkt legt der Band auf das „nordwestliche Vierländereck“ (S. 367), nämlich die Tschechoslowakei, Polen, Ungarn und die DDR.

Tourismus ging in dem untersuchten Zusammenhang oftmals mit Schleichhandel einher und war Notwendigkeit oder gar eigentlicher Sinn einer solchen Reise ins Ausland. Schließlich ließ sich so der teure Auslandsaufenthalt finanzieren oder gar gewinnbringend nutzen, wie Jerzy Kochanowski anschaulich zeigt. Auch am Handel in Grenzstädten lässt sich ein solcher Eigen-Sinn sozialistischer Staatsbürger nachzeichnen, der wie im Beispiel von Komárom (Komarnó) auf ältere und teils familiäre Verbindungen zurückgriff. Dem standen offizielle Fahrten, wie die von András Lénárt beschriebenen „Druschba Travels“, oder auch der von staatlicher Seite sehr erschwerte Kontakt von Vertragsarbeitern zur örtlichen Bevölkerung, kaum entgegen. So bieten die Beiträge einen detaillierten Einblick in die sozialistische Mangelwirtschaft und zeigen, welche Strategien zur Kompensation dieser Mängel verbreitet waren. Daneben waren auch nicht-materielle Interessen ausschlaggebend dafür, dass „Schleichwege“ lohnenswert wurden, wie sich an den Möglichkeiten künstlerischer Entfaltung für Künstler aus der Tschechoslowakei oder Ungarn in polnischen Galerien oder den intellektuellen Bereicherungen durch Kontakte zu Polen und polnischen Themen in Leipzig analysieren lässt.

Mehrere Beiträge thematisieren zudem das Verhältnis zwischen den sozialistischen Staaten und kommen jenseits der propagierten Völkerfreundschaft zu stark einschränken-

<sup>1</sup> Vgl. WŁODZIMIERZ BORODZIEJ, JERZY KOCHANOWSKI u.a. (Hrsg.): *Hidden Paths within Socialism*, München 2010 (*Journal of Modern European History*, 8,2); DIES. (Hrsg.): *Bocznymi drogami. Nieoficjalne kontakty społeczeństw socjalistycznych 1956-1989* [Auf Schleichwegen. Inoffizielle Kontakte sozialistischer Gesellschaften 1956-1989], Warszawa 2010.

den Erkenntnissen hinsichtlich der immer wieder erwähnten schlechten oder reglementierten Behandlung ausländischer Touristen oder der schwierigen Aushandlung von zwischenstaatlichen Vereinbarungen. Hier und bei verschiedentlich aufgezeigten Transferprozessen könnte eine vergleichende Einbeziehung nicht-sozialistischer Länder hinterfragen, ob diese „Schleichwege“ eine Besonderheit ihrer Situation und Region waren oder aber ein Charakteristikum von nationalstaatlichen Grenzen an sich darstellen. So zeigt Lars Fredrik Stöcker in seiner Betrachtung des polnischen politischen Exils, wie sich über Blockgrenzen hinweg beispielsweise auch Schweden in diese Geschichte der „Schleichwege“ integrieren lässt. Dies ließe sich zweifelsohne ergänzen, denn immer wieder verweisen die Vf. der einzelnen Beiträge auf die Relevanz westlicher Vorbilder für den östlichen Massentourismus. So bietet das in der vorliegenden Konzeption auf die sozialistische Staatlichkeit fokussierte Thema weitere vielversprechende Perspektiven einer transnationalen Betrachtung, die jedoch noch zu bündeln wären.

Im abschließenden Beitrag von Jaroslav Kučera drängen sich Fragen nach den vermeintlichen Widersprüchlichkeiten zwischen staatlicher Förderung von Auslandskontakten und eigen-sinniger Umdeutung dieser Kontakte auf. Seine These, dass der Auslandstourismus während des zunehmend konsumorientierteren Spätsozialismus systemstabilisierende Wirkungen hatte, die in den 1980er „Schleichwege“ umso attraktiver werden ließen, vermag dabei zu überzeugen. Dennoch müssen, wie K. leider nur andeutet, zur Erklärung einer Anfangsmotivation, die Grenzen zwischen sozialistischen Staaten zu öffnen, auch weitere Aspekte mit einbezogen werden, die sich in den „weit reichenden ideologische[n] und politische[n] Vorgaben“ (S. 377) erkennen lassen.

Fraglich erscheint letztlich, ob die im Titel vorgeschlagene Unterscheidung zwischen offiziellen und inoffiziellen Kontakten gewinnbringend vorgenommen werden kann oder nicht eine bloß heuristische Übung bleibt. Die verschiedenen Beiträge zeigen vielmehr, dass offizielle Kontakte eine Bedingung inoffiziellen Austauschs sein konnten und selbst dabei noch eine Abgrenzung zwischen beiden Formen problematisch bleibt. Ein Ortsverzeichnis und eine Karten hätte das raumbezogene Erklärungspotenzial der Beiträge sicherlich gesteigert.

Obwohl der vorliegende Band darstellerisch, thematisch und methodisch höchst unterschiedliche Einzelstudien zusammenführt, vermag er durch die besondere Relevanz der von der Forschung bislang vernachlässigten alltäglichen Kontakte im Staatssozialismus bereichernde und für die weitere Forschung zur Transfer- und Verflechtungsgeschichte der sozialistischen Staaten Osteuropas anregende Erkenntnisse zu vermitteln. Dass viele Fallstudien Teilaspekte größerer Projekte darstellen, dürfte diese Einschätzung nur noch bestätigen.

Bonn

Gregor Feindt

**Marta Edith Holečková: Cesty českého katolického samizdatu 80. let.** [Wege des tschechischen katholischen Samizdat der 80er Jahre.] Vyšehrad. Praha 2009. 217 S., Ill. ISBN 978-80-7021-983-6. (Kč. 228,-.)

Mit der vorliegenden Studie über den tschechischen katholischen Samizdat greift die Historikerin Marta Edith Holečková ein Themenfeld auf, das bisher weder seitens der zeithistorischen und literaturwissenschaftlichen Dissensforschung noch im Rahmen der Forschungen zur Rolle der Kirche in der Tschechoslowakei auf ein tiefer gehendes Interesse gestoßen ist.<sup>1</sup> Die Untersuchung beruht auf den Ergebnissen einer Diplom- und Bachelorarbeit, die an der Karls-Universität in Prag abgeschlossen wurde. Die vorliegende Publi-

<sup>1</sup> Vgl. Samizdat. Alternative Kultur in Zentral- und Osteuropa: Die 60er bis 80er Jahre, Bremen 2000, oder STANISLAV BALÍK, JIŘÍ HANUŠ: Katolická církev v Československu 1945-1989 [Die Katholische Kirche in der Tschechoslowakei 1945-1989], Brno 2007.



kation besteht aus drei Kapiteln, von denen zwei unter dem Titel „Kirche und Samizdat“ abgehandelt werden und das dritte unter der Überschrift „Stille Gemeinschaft“. In methodischer Hinsicht ist die Arbeit zweigeteilt, weil die Vf. im ersten Teil das Thema aus zeit-historischer Perspektive darstellt, während sie im zweiten Teil nach der Methodik der *Oral History* vorgeht. Den Kern ihrer Untersuchung stellt die Auswertung von zwölf Lebensläufen von Personen dar, die in die unabhängige verlegerische Tätigkeit im katholischen Samizdat eingebunden waren.

Im ersten Teil „Kirche und Samizdat“ zeichnet die Vf. überwiegend auf der Grundlage der bisherigen Forschungen die Situation der Katholiken und der katholischen Kirche in der Tschechoslowakei seit der kommunistischen Machtübernahme 1948 bis zum Ende der Diktatur 1989 nach. Im Zentrum ihrer Ausführungen steht die Ära der Normalisierung (1969-1989), weil zu diesem Zeitpunkt, so H., die römisch-katholische Kirche nach vielen Jahrzehnten massiver Repressionen allmählich an gesellschaftlicher Bedeutung gewonnen habe. Den Bedeutungszuwachs führt sie auf die Zunahme unabhängiger verlegerischer und publizistischer Aktivitäten im Milieu der römisch-katholischen Kirche ab den späten 1970er und vor allem in den 1980er Jahren zurück. Wesentliche Antriebsmomente dafür sieht sie im Zusammenhang mit der Gründung der Charta 77 sowie der Wahl des Krakauer Erzbischofs und Kardinals Karol Wojtyła zum Papst Johannes Paul II. 1978. Ergänzt wird diese Überblicksdarstellung um den Komplex staatlicher Repressalien. So beschreibt die Vf., nach welchen Paragraphen die Akteure strafrechtlich verfolgt wurden und rekonstruiert exemplarisch drei Aktionen der Staatssicherheit aus den Jahren 1979-1983 gegen Ordensleute sowie katholische Laien in Böhmen und Mähren, wie etwa Jan Krumpholz, Rudolf Smahel und Josef Adámek, die in das Produktions- und Distributionsnetz des katholischen Samizdat involviert waren. Trotz der mitunter massiven Repressionen gelang es dem Regime nicht, die religiösen Aktivitäten im Lande zu stoppen. Ausgespart bleibt an dieser Stelle ein Querverweis darauf, dass es dem Regime gleichzeitig auch nicht gelungen ist, den politischen Dissens auszuschalten, obwohl in dieser Zeit führende Chartisten in Haft bzw. emigriert waren. Die zweite Hälfte der 1980er Jahre zeichnete sich, so die Vf., im Vergleich zu den 1970er Jahren dadurch aus, dass Formen des religiösen Lebens allmählich im öffentlichen Raum sichtbar geworden seien. So stelle die Wallfahrt nach Velehrad anlässlich des 1100. Todestages des heiligen Method 1985, an der nach unterschiedlichen Schätzungen 150 000-500 000 Gläubige teilnahmen, eine Zäsur im Verhältnis der Katholiken zum kommunistischen Regime dar. Eine mögliche Erklärung, wie es zu einem derartigen Anstieg von öffentlich praktizierter Volksfrömmigkeit kam, liefert H. eher implizit mit dem Hinweis auf die anschließende mediale Verarbeitung der Wallfahrt in Form von Amateurvideos, die unter den Katholiken im ganzen Land verbreitet wurden.

Das zweite Kapitel „Kirche und Samizdat“ widmet sich dem Phänomen des Samizdat und seiner Bedeutung. Es ist in vier Abschnitte unterteilt: „Entfaltung des Samizdat in den tschechischen Landesteilen“, „Bemerkungen zu den katholischen Schriften“, „Staatssicherheit und deren Kampf gegen die ‚illegalen‘ Schriften“, „Drucktechnische und verlegerische Verfahren im Samizdat“. H. entwickelt zunächst ein vierstufiges Periodisierungsmodell für die Kategorisierung des unabhängigen tschechischen Schrifttums, und zwar für die gesamte Bandbreite vom religiösen über den politischen bis zum literarischen Samizdat für den Zeitraum 1948-1989. Allerdings erweist sich dieses Modell angesichts der Heterogenität der Samizdat-Schriften, nicht nur im Hinblick auf die Art ihrer Herstellung (z.B. massenhaft vervielfältigte Flugblätter, Schreibmaschinen-Typoskripte, handschriftliche Aufzeichnungen) als wenig trennscharf. In Bezug auf das Thema der Untersuchung wäre eine stärkere Konzentration auf die unabhängigen Schriften aus dem katholischen Milieu schlüssiger gewesen. Anschließend werden die periodisch erscheinenden katholischen Samizdat-Schriften, wie der seit 1978 herausgegebene *Teologický sborník*, vorgestellt und knapp charakterisiert. Etwas ausführlicher fallen hingegen die Informationen über unterschiedliche drucktechnische Verfahren des Samizdat aus.

Das dritte Kapitel basiert auf lebensgeschichtlichen Erzählungen einstiger Akteure des katholischen Samizdat. Es setzt sich aus fünf Unterkapiteln zusammen: „Wege zum Samizdat“, „Wie wurde Samizdat gemacht?“, „Unter der Glasglocke?“, „Über den Vorhang“, „Strömungen des Dissenses“. Befragt wurden zwölf Personen, darunter Übersetzerinnen, Verleger, Redakteure, Organisatoren von inoffiziellen Seminaren und Akteure, die an der Herstellung und Verbreitung der Samizdat-Schriften beteiligt waren. Ihre Kurzbiografien sind diesem Kapitel vorangestellt. Der Vf. gelingt es sehr überzeugend, die Beweggründe der Akteure, sich für eine illegale Tätigkeit zu engagieren, herauszufiltern. Hervorzuheben ist zudem, dass sie jegliche Stereotypen, wie etwa, dass der Dissens ein „Ghetto“ gewesen sei, hinterfragt. Ebenso mit Gewinn zu lesen ist die Darstellung der Kooperationen zwischen den katholischen und den politischen Dissidenten, von H. als „Samizdat-Solidarität“ (S. 151) bezeichnet. Auch die grenzüberschreitende Zusammenarbeit, wie mit katholischen Kreisen in Polen und der DDR, wird thematisiert und liefert neue Einsichten.

Insgesamt birgt besonders dieser letzte Teil von H.s Publikation zahlreiche Anregungen für eine stärkere Ausdifferenzierung des Dissidenten-Milieus jenseits der Charta 77. Zugleich weist die Vf. über die Rekonstruktion der unabhängigen verlegerischen Praxis überzeugend nach, dass es sich bei den Akteuren des katholischen Samizdat nicht um gänzlich isoliert handelnde Individuen oder Gruppen handelte, sondern dass es mitunter zu einer engen Zusammenarbeit gerade zwischen den Samizdat-Verlegern aus unterschiedlichen dissidenten Strömungen kam.

Ergänzt wird die Publikation durch einen umfangreichen Anhang, der Interview-Zitate, Kurzbiografien meist tschechischer katholischer Theologen sowie wichtiger Akteure, die nicht interviewt wurden, methodische und editorische Anmerkungen, Namensregister sowie eine umfangreiche Bibliografie enthält. Außerdem sind 30 Samizdat-Reproduktionen (Textauszüge, Inhaltsverzeichnisse, Titelblätter u.a.) dem Text als Illustrationen beigelegt, allerdings ohne konkrete Einbindung in die Untersuchung.

Bremen

Heidrun Hamersky

**Olaf Dahlmann: Die Strukturen der Macht.** Die Organisationsentwicklung der estnischen Regierungszentrale. Von der nationalen Unabhängigkeit zum EU-Beitritt 1992-2004. Tectum-Verl. Marburg 2010. 353 S., graph. Darst. ISBN 978-3-8288-2426-3. (€ 29,90.)

Mit seiner umfassenden Arbeit über die Entwicklung der estnischen Regierungszentrale im Zeitraum von 1992 bis 2004 schließt Olaf Dahlmann eine Lücke in der Untersuchung mittel- und osteuropäischer Regierungszentralen. Der von ihm verwendete institutionen- und systemtheoretische Ansatz, den er dann deskriptiv auf das estnische Regierungssystem anwendet, ist dabei nützlich und angemessen. Allerdings leidet die Arbeit etwas unter Längen, welche der Tatsache geschuldet sind, dass es sich um eine unverändert publizierte Dissertation handelt.

So stellt sich bei der Lektüre der umfassenden und klassischen Gliederung sogleich die Frage, ob „relevante Grundbegriffe“ (Kap. A) wirklich in dieser Ausführlichkeit notwendig sind. Auch werden die Ziele der Untersuchung zwar klar definiert, aber Details wie die persönlichen Gründe für die Auswahl des Forschungsgegenstandes Estland (S. 23) sind für den Leser der Buchversion völlig irrelevant. Sie hätten zumindest für die Buchpublikation gestrichen werden können. Nach der Einführung beginnt der Autor seine Arbeit standardgemäß mit einer umfassenden Darstellung des Forschungsstandes (Kap. B). Dabei differenziert er *Single Case Studies*, international vergleichende Studien sowie eine Analyse der Funktionen von Regierungszentralen und ihren Organisationsprinzipien. Anschließend wird aus der Betrachtung der Modelle der *Executive Politics* die Notwendigkeit eines differenzierten Untersuchungsansatzes hergeleitet. Auf dieser Überlegung baut der Autor in den folgenden Kapiteln C und D ein konkretes Analysemodell auf. Dabei diskutiert er zunächst in Kapitel C die theoretischen Grundlagen desselben, indem er einen „Überblick

über die bisherige Entwicklung bzw. die relevante Literatur der Organisationstheorie“ als „wichtige Voraussetzung“ (S. 51) über 42 Seiten überblicksartig beschreibt. Einerseits bietet dieses Kapitel wirklich eine lesenswerte Übersicht über die relevanten Theorien, andererseits handelt es sich aber um Grundlagen, die dem einschlägig wissenschaftlich vorgebildeten Leser bereits bekannt sind. Hier wäre sicherlich eine Kürzung sinnvoll gewesen. Zumindest hätte das Kapitel in den folgenden Abschnitt D „Analysemodell“ integriert werden können.

Erst ab dann wird die Lektüre wirklich interessant. In Kapitel D werden die Akteure neben den externen Einflüssen (OECD, EU, Weltbank etc.) sowie den kulturellen und institutionellen *legacies* als unabhängige Variablen definiert. Sie sollen dann die abhängige Variable, nämlich die „formale Organisationsstruktur (Aufbauorganisation)“ (S. 94) beeinflussen. Dabei stellt sich dem Rezensenten jedoch die Frage, ob es wirklich Sinn macht, die Akteure als unabhängige Variablen zu bezeichnen, so z.B. den Ministerpräsidenten, der „die Arbeits- und Organisationsweise der Regierungszentrale aber auch durch seine Person, seine Intentionen und seinen Führungsstil“ (S. 105) beeinflusst. Ist er doch wiederum abhängig von anderen Faktoren wie den äußeren Einflüssen oder der kulturellen Pfadabhängigkeit. Ohnehin scheint es dem Rezensenten fragwürdig, von „unabhängigen Variablen“ im Zusammenhang mit einer institutionen- und systemtheoretischen Untersuchung zu sprechen, sind doch alle Variablen irgendwie abhängig. Nichtsdestotrotz stellt der gewählte Ansatz einen praktikablen Versuch dar, die folgende Analyse zu strukturieren und damit für den Leser greifbar und nachvollziehbar zu machen.

Entsprechend ist die in Kapitel E folgende Länderstudie zu Estland klar gegliedert und übersichtlich gestaltet. Dabei fallen jedoch auch einige Schwächen und Probleme auf. Obwohl es notwendig ist, in diesem Kontext die Regierungsorganisation vor 1990 kurz vorzustellen, stellt sich doch gleich die Frage, warum D. hier von einem „Exkurs“ (S. 131) spricht: Stellt diese nicht vielmehr einen wichtigen Ausgangspunkt für die weitere Analyse dar? Dass diese Analyse zudem – aus begründetem Mangel an entsprechender (englischer oder deutscher) Literatur – dünn ausfällt, ist nachvollziehbar. Etwas zu allgemein scheint aber der Satz formuliert, dass „die Esten die Eingliederung in das sowjetische System zu keiner Zeit wirklich akzeptiert haben“ (S. 133), was nicht gerade auf einen methodischen Individualismus des Vf. schließen lässt. Die in den folgenden Abschnitten enthaltene Beschreibung der estnischen Verfassung und des Regierungssystems ist jedoch erhellend, wenn auch teilweise zu ausführlich. So ist Kapitel 4.4 über die Regierungszentrale 1992 bis 2004 noch einmal in jahresweise Abschnitte unterteilt; eine übergreifende Darstellung wäre hier vorteilhafter gewesen. Im Verlauf seiner Darstellung bezieht sich D. jedoch erfreulicherweise immer wieder auf den von ihm vorgegebenen Analyserahmen, wodurch der Theoriebezug erhalten bleibt. Inhaltlich scheint dem Rezensenten lediglich die Untersuchung des Parteienspektrums in Estland etwas zu sehr an den Rand gerückt. Auch die konkrete Analyse der vorkommunistischen und kommunistischen *legacies* ist leider nur sehr knapp gehalten. Die Arbeit schließt mit einer Zusammenfassung der Ergebnisse sowie einem Ausblick auf weitere Forschungsperspektiven.

Unter formellen Aspekten stellt sich das Buch als eine typische – formell korrekte, aber langatmig konzipierte – Dissertation dar. Wie dabei häufig üblich finden sich bereits im Abkürzungsverzeichnis zahlreiche überflüssige Angaben wie z.B. Abs. (Absatz), Jg. (Jahrgang) oder USA (USA) [Sic!]. Der Lesefluss leidet zudem etwas unter der doppelten Zitierweise, bei der einerseits anglo-amerikanisch im Text zitiert wird, jedoch andererseits zahlreiche Fußnoten notwendig werden. Die Literaturliste ist mit fast 600 Titeln sehr umfangreich ausgefallen und enthält zahlreiche sozialwissenschaftliche Klassiker. Insgesamt stellt sich das Buch somit als aner kennenswerte Fleißarbeit dar, die einerseits eine Lücke in der Erforschung von Regierungszentralen in Mittel- und Osteuropa schließt, andererseits aber auch zahlreiche Bestandteile enthält, die für den wissenschaftlich vorgebildeten Leser überflüssig und damit entbehrlich sind.

Erfurt

Ralph Michael Wrobel

*Sammeln, Lesen, Übersetzen als höfische Praxis der Frühen Neuzeit. Die böhmische Bibliothek der Fürsten Eggenberg im Kontext der Fürsten- und Fürstinnenbibliotheken der Zeit.* Hrsg. von Jill Beppler und Helga Meise. (Wolfenbütteler Forschungen, Bd. 126.) Harrassowitz. Wiesbaden 2010. 412 S., Ill. ISBN 978-3-447-06399-9. (€ 89,-) – Hans Ulrich von Eggenberg (1568-1634), Spross eines im Spätmittelalter geadelten steirischen Patriziergeschlechts, einer der begüterten und einflussreichsten Männer am Hofe Kaiser Ferdinands II., erhielt 1622 von diesem für seine vielfältigen Dienste und als Entschädigung für ein riesiges Darlehen die umfangreiche südböhmische Herrschaft Böhmisches Krumau (Český Krumlov) geschenkt; kurze Zeit später wurde er in den Reichsfürstenstand und die Herrschaft zu einem Herzogtum erhoben. Zur Hauptresidenz wurde das Schloss Krumau freilich erst Jahrzehnte später, nach einer Erbteilung, unter seinem Enkel Johann Christian (1641-1710) und dessen Gattin Maria Ernestina, geb. von Schwarzenberg (1649-1719); nach deren kinderlosem Tod und dem Aussterben der Eggenberger in männlicher Linie fielen Schloss und Herrschaft Krumau an die Familie Schwarzenberg. Nicht einmal hundert Jahre waren also drei Generationen der kunst- und sammelfreudigen Familie Eggenberg in Südböhmen ansässig, nachhaltige Spuren ihres dortigen Lebens und Wirkens haben sich jedoch bis heute erhalten, nicht zuletzt große Teile ihrer sehr reichhaltigen Bibliothek.

Im Rahmen eines von der Tschechischen Stiftung für die Wissenschaft geförderten Projekts wurden 2005-2007 die Bestände dieser eggenbergischen Büchersammlung von Buch- und Bibliothekswissenschaftlern aus Böhmisches Budweis (České Budějovice) und Prag katalogisiert und untersucht. In gewisser Weise abgeschlossen und resümiert wurden diese Arbeiten auf einer im Herbst 2008 in der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel abgehaltenen Tagung, in der darüber hinaus aber auch die Beziehungen zu und der Vergleich mit anderen Fürstenbibliotheken der Zeit eine Rolle spielen sollten und deren Ergebnisse in dem hier anzuzeigenden Sammelband vereinigt sind. Die Vergleichsbeispiele sind angesichts eines sehr unterschiedlichen Erforschungsstands großteils Büchersammlungen lutherischer und reformierter Dynastien im deutschsprachigen Raum (Hessen-Darmstadt, Sachsen-Gotha, Braunschweig-Wolfenbüttel u.a.) gewidmet, bieten aber sicher auch dem am Generalthema interessierten Ostmitteleuropahistoriker einiges.

Im 1. Teil („Die Fürsten Eggenberg im Kontext konfessionellen und kulturellen Handelns in Böhmen“) führt Václav Bůžek einleitend in einem souveränen Überblick in die „Adelslandschaft der böhmischen Länder im 16. und 17. Jahrhundert“ ein, bevor Marie Ryantová die Grundlinien von Geschichte und Wirken der Fürsten Eggenberg in Krumau darstellt. Etwas unmotiviert in diesem Zusammenhang folgen zwei Beiträge zum bemerkenswerten Theaterbetrieb im Schloss und in Böhmen überhaupt: Bärbel Rudin beschäftigt sich mit der Textbibliothek der „eggenbergischen Hofkomödianten“, Adolf Scherl zeigt die Rezeption eines zeitgenössischen italienischen Lustspiels auf der Prager Bühne. Der 2. Teil („Sammlerprofile: Die Hofbibliothek zwischen adeliger Selbstdarstellung und Institutionenbildung“) bietet vornehmlich Analysen zentraler Bestände der eggenbergischen Büchersammlung und ordnet diese in das gesellschaftliche und intellektuelle Umfeld ein, wobei nach der Sprache der Schriftsteller (im Original oder in Übersetzung) vorgegangen wird: Jaroslava Kašparová hat sich die spanischen, Jiří Pelán die italienischen und Václav Bok die deutschen Bücher vorgenommen. Einen ganz anderen, nicht minder interessanten Weg hat Richard Šípek beschritten: Er untersucht die eigenhändigen Notizen des zum Katholizismus konvertierten schlesischen Adligen Otto d. J. von Nostitz (1608-1665) in den Werken protestantischer Autoren aus seiner wertvollen Schlossbibliothek in Jauer (Jawor), die den leidenschaftlichen Büchersammler als einen sehr genauen, aber auch äußerst vorsichtigen Leser charakterisieren. Im 3. Teil („Die Fürstin und ihre Bücher: Rekonstruktionen von Fürstinnenbibliotheken“) betrifft nur ein einziger Aufsatz die böhmischen Kronlande – Alena Richterová porträtiert Polyxena von Lobkowitz (1566-1642), eine der bemerkenswertesten Frauengestalten Böhmens in diesem Zeitalter, als vielseitig interessierte Sammlerin, die u.a. auch konfiszierte Bibliotheken böhmischer Exulanten erworben hat. Der 4. und letzte Teil nimmt die „Fürstin als kulturelle Vermittlerin“ in den Blick. Jitka Radimská und Miroslava Durajová kehren mit ihrer Studie zu Maria Ernestina von Eggenberg als

Sammlerin, Leserin und Übersetzerin philosophischer Werke gewissermaßen zum Ausgangspunkt, der eggenbergischen Büchersammlung, zurück, bevor abschließend Beatrix Bastl wichtige Korrekturen an den bisherigen Forschungsergebnissen zu dem bereits mehrfach behandelten Arznei- und Kochbuch *Freywillig=aufgesprungener Granat=Apffel* von Maria Ernestinas Schwägerin Eleonora Maria Rosalia von Liechtenstein (1647-1703) anbringt.

Auch wenn viele der reich mit Abbildungen versehenen Beiträge in erster Linie Spezialisten ansprechen werden: Wer sich für die vielseitige kulturelle Welt des Hochadels im Mitteleuropa des 17. Jh. interessiert, wird den Band mit Gewinn lesen.

Weimar-Wolfshausen

Winfried Irgang

*Helmut Wilhelm Schaller: Geschichte der Slawischen und Baltischen Philologie an der Universität Königsberg. (Symbolae Slavicae, Bd. 28.) Lang, Frankfurt am Main u.a. 2009. 193 S., 16 s/w Ill. ISBN 978-3-631-57701-1. (€ 47,80.)* – Mit diesem Band setzt Helmut Wilhelm Schaller seine langjährige Arbeit zur Erforschung der deutschsprachigen Slavistik und ihrer Institutionalisierung fort. Im Mittelpunkt der Studie steht die Etablierung der slavischen und baltischen Philologie an der Albertus-Universität in Königsberg (1544-1945), deren Geschichte an dieser Lehranstalt eng miteinander verbunden gewesen ist und zeitweilig in einer institutionellen Verbindung mündete. In sechs Kapiteln zeichnet der Vf. die verschiedenen Phasen der wechselhaften Geschichte beider Disziplinen nach und bringt sie in einen regionalpolitischen Kontext, wobei der überregionale Bezug nicht ganz aus den Augen verloren wird. Ausdrücklich stellt er die spezielle Bedeutung der beiden Philologien für die Albertina heraus, die aus der geografischen Lage in der peripheren Vielvölkerregion resultierte. Der disziplinäre Grundstock wurde daher bereits in der Anfangszeit der Universität gelegt. Recht bald nach ihrer Gründung waren der Unterricht des Litauischen und Polnischen in den Lehrplan aufgenommen worden, da an der Albertina Theologen und Beamte für die missionarische und behördliche Tätigkeit in der Region ausgebildet werden sollten. Im Zuge der historischen Entwicklungen, des verstärkten Interesses und des gewachsenen Bedarfs wurden im 18. Jh. ein litauisches und ein polnisches Seminar zur Förderung der Sprachkenntnisse eingerichtet, aus denen schließlich die slavischen und baltischen Philologien als eigene Fächer hervorgingen. Anfang des 20. Jh. wurden diese wiederum in einem Institut für Osteuropaforschung zusammengeführt, das sich ebenfalls mit der Geistes- und Religionsgeschichte sowie mit Fragen der Wirtschaft befasste. Diesen Prozessen mit seinen Höhen und Tiefen schreibt der Vf. insbesondere den umfassenden philologischen Interessen der Dozenten zu, die die Schwerpunkte in Forschung und Lehre ausweiteten, so dass im 19. Jh. u.a. zum Altpreußischen geforscht wurde. Aufgrund der zentralen Bedeutung der dort lehrenden Persönlichkeiten wird die Geschichte der Fächer mit umfangreichen Porträts der Lehrenden angereichert und ihre speziellen Leistungen in Forschung und Lehre herausgestellt. Darüber hinaus gibt der Vf. einen umfassenden Überblick über die an der Albertina entstandenen slavistischen und baltistischen Publikationen, unter denen sich teilweise einschlägige Beiträge zur Osteuropaforschung befunden haben.

Die sorgfältig recherchierte Studie bietet einen reichen Fundus an zitierten Quellentexten und eine umfassende Bibliografie sowohl zur Geschichte der Universität Königsberg als auch zur Baltistik und Slavistik. Insgesamt bietet der Vf. einen weiteren interessanten Einblick in die Entwicklung der deutschsprachigen Osteuropaforschung.

Gießen

Anja Golebiowski

*Auswahlbibliographien zur Geschichte des Kommunismus in Osteuropa. Band 3: Estland. Hrsg. von Wiebke Jürgen s. OEZ-Berlin-Verl. Berlin 2009. 225 S. ISBN 978-3-940452-66-5. (€ 30,-)*

– Ich habe zunächst gezögert, diese von Wiebke Jürgen s. bearbeitete Bibliografie zu rezensieren. Aber der aus dem Titel des Werkes hervorgehende Eindruck, dass hier eine Bibliografie über die Geschichte des Kommunismus in Estland vorliege, weckte meine Neugier. Doch nach einer ersten flüchtigen Durchsicht des Buches, noch bevor ich das Vorwort und die Einleitung gelesen hatte, beschlich mich das Gefühl, die Katze im Sack gekauft zu haben.

Ich fragte mich mit zunehmender Verwunderung, wie diese mehr oder weniger bekannten Werke wohl mit der Geschichte des Kommunismus verbunden sein könnten? Erst bei der Lektüre

des Vorworts stellte sich heraus, dass das Buch der gesamten Geschichte Estlands zwischen 1917 und 1991 gewidmet ist. Diese Tatsache stellt das ganze Werk in ein vollkommen anderes Licht, es handelt sich um eine allgemeine Auswahlbibliografie zur estnischen Zeitgeschichte, und von dieser Voraussetzung ausgehend wird das Werk im Folgenden auch betrachtet.

1917 ist als Beginn des Untersuchungszeitraums wohl nicht die beste Wahl. Wenn man sich schon mit der Zeit vor der Unabhängigkeit Estlands am 24. Februar 1918 beschäftigt, wäre es angebracht, mit den revolutionären Ereignissen in Estland 1905 zu beginnen, die auch das Russische Kaiserreich erfassten. Die Revolution hat politische Entwicklungen in Bewegung gesetzt, deren Konzepte letztlich zur Unabhängigkeit führten. In der Bibliografie werden ausschließlich Publikationen berücksichtigt, die seit 1991 erschienen sind. Dies führt jedoch dazu, dass viele im Geiste der Perestrojka verfasste Publikationen, die Ende der 1980er Jahre erschienen sind, unberücksichtigt bleiben. Das Jahr 1991 markiert zwar eine symbolische Grenze wegen der wiedererlangten Unabhängigkeit, jedoch hat die qualitative Umwälzung in der Geschichtswissenschaft und in den veröffentlichten Werken bereits früher stattgefunden.

Da es sich um eine thematisch fein gegliederte Auswahlbibliografie handelt, ist es wichtig, die Aufteilung der Themenblöcke und die Proportionen der verschiedenen Teile zu reflektieren. Nach Angaben der Vf. wurde die thematische Aufteilung „problemorientiert erstellt“ (S. 11). Von dem Standpunkt eines Benutzers ausgehend, der die einschlägige Literatur in ihren Grundzügen kennt, scheint die gefällte Auswahl nicht zweckmäßig zu sein: Die „Politische Geschichte Estlands“ (Teil I) wird als ein gesondertes, den gesamten Zeitraum von 1917 bis 1991 umfassendes Thema aufgeführt, dem dann vier jeweils thematisch untergliederte Teile folgen, deren chronologische Aufteilung sich an den politischen Umwälzungen orientiert (II. „Die Zwischenkriegszeit“; III. „Das erste Jahr der sowjetischen Herrschaft und der Zweite Weltkrieg (1940-1945)“; IV. „Die Estnische SSR (1945-1985)“; V. „Auf dem Weg zur Wiederherstellung der Unabhängigkeit: Entwicklungen ab 1985“). Die Nennung vieler Publikationen in Teil I ist fragwürdig oder geradezu irreführend, was teils schon aus den Titeln hervorgeht. So werden z.B. in dem Unterabschnitt 4.1 („Allgemein“) die militärgeschichtlichen Artikel *Combat in Estonia in 1941* und *Combat in Estonia in 1944* von Toomas Hiio aufgeführt. In den beiden Abschnitten 4.2. „Das erste Jahr der sowjetischen Herrschaft 1940-1941“ und 4.4. „Der Einmarsch der Roten Armee 1944 und dessen Folgen“, wo diese Beiträge auf Grund des behandelten Zeitraumes eigentlich hätten aufgeführt werden sollen, fehlen sie jedoch. Zugleich fehlt im allgemeinen Teil die auf jeden Fall dorthin passende Monografie von Magnus Ilmjärv (*Hääletu alistumine*, englische Version *Silent Submission. Formation of Foreign Policy of Estonia, Latvia and Lithuania. Period from mid-1920s to Annexation in 1940*), die nur im Teil II.14 („Außenpolitik und internationale Beziehungen“) genannt ist. Die jetzige Einteilung hat zur Folge, dass mehrere Publikationen wiederholt aufgeführt werden, ohne dass sich dies immer thematisch begründen ließe. Dies hätte vermieden werden können, wenn man – analog zu Teil VI „Memoiren, Biographien“ – allgemeine Abhandlungen oder andere umfangreiche Werke, die mehrere für die Bibliografie relevante Themen betreffen, separat aufgelistet hätte.

Das proportionale Verhältnis des Umfangs der einzelnen Teile ist von den Arbeitsschwerpunkten der Bearbeiterin, aber natürlich auch von dem Forschungsstand des konkreten Themas abhängig. Im Vorwort werden kulturelle, gesellschaftliche, politische und wirtschaftliche Bereiche hervorgehoben. Da es sich aber nicht direkt um eine thematische Bibliografie handelt, sollte der Umfang jedes Teils der Relevanz der Schlüsselthemen der jeweils zu behandelnden Periode entsprechen. Die Proportionen zwischen den Teilen II bis VI erscheinen angemessen. Innerhalb der chronologisch gegliederten Teile gibt aber die Auswahl durch J. doch manchmal Anlass zu Zweifel. So sollten z.B. bei der Behandlung der sowjetischen Periode die Kommunistische Partei (S. 139 f.) und die Geheimdienste (S. 147 f.) als zwei Schlüsselthemen gelten. Zu diesen Themen sind neun bzw. sieben Titel aufgeführt, womit die Palette der grundlegenden Literatur sicherlich noch nicht erschöpft ist. In demselben Teil sind 28 Titel zu Kirche und Religion (S. 165-169) genannt, womit sie dem Umfang nach das zweitgrößte Unterkapitel des Buches bilden. Das größte Unterkapitel ist mit 44 Nennungen den sowjetischen Repressionen gewidmet (S. 134-139), was verständlich ist, jedoch finden sich hier viele inhaltliche Wiederholungen. Die Kirchenthematik ist somit deutlich überrepräsentiert.

Aus Benutzersicht ist bei einer Bibliografie eine kleinteilige Untergliederung zwecks besserer Übersicht durchaus angebracht. Im vorliegenden Fall sind hiermit aber mindestens zwei Proble-

me verbunden. Erstens müssen viele Publikationen in mehreren Unterkapiteln aufgeführt werden, was den Umfang des Buches vergrößert. Zweitens erscheinen gelegentlich in den Fällen, wo die Vf. die dokumentierte Literatur nicht hinreichend kennt (die Titel allein können irreführend sein), die Titelaufnahmen unter einem falschen Thema.

Bei Auswahlbibliografien handelt es sich zwangsläufig um eine subjektive Auswahl der Vf. Doch fallen hier mehrere Publikationen auf, deren Fehlen sich nicht mit J.s subjektiver Wahl begründen lässt. Dies gilt z.B. für die Serie *Ad Fontes* des Estnischen Nationalarchivs, deren Bände nur teilweise in der Bibliografie aufgeführt sind. Hinsichtlich der Zeit der deutschen Okkupation war es sicherlich ein Fehler, Seppo Myllyniemis Standardwerk *Die Neuordnung der baltischen Länder 1941-1944* auszulassen, obwohl einige seiner Artikel aufgeführt sind. Gleichzeitig ist eine Menge an Publikationen repräsentiert, die höchstens eine geringe historiografische Bedeutung haben.

Trotz dieser Kritik muss man zugeben, dass J. eine beeindruckende Arbeit geleistet hat, die es Interessenten erleichtern wird, die der Geschichte Estlands gewidmete Literatur aufzufinden und sich darin zu orientieren. Zu begrüßen ist, dass Literatur in möglichst vielen unterschiedlichen Sprachen aufgeführt ist. Viele der hier genannten Fehler würden sich im Fall einer Überführung in eine elektronische Bibliografie ziemlich leicht korrigieren lassen. Die feine Untergliederung könnte man durch Stichwörter ersetzen, die vorhandenen Fehler rasch verbessern und die Datenbank ständig ergänzen. Als Fazit lässt sich festhalten, dass die vorliegende Bibliografie zwar, anders als im Titel versprochen, keinen Überblick über die Geschichte des Kommunismus enthält, aber doch immerhin eine interessante Literaturauswahl zur Zeitgeschichte Estlands bietet.

Tallinn

Meelis Maripuu

*Jerzy Kochanowski: Zanim powstała NRD. Polska wobec radzieckiej strefy okupacyjnej Niemiec 1945-1949. [Bevor die DDR entstand. Polen und die Sowjetische Besatzungszone Deutschlands 1945-1949]. (NRD. Polityka – Społeczeństwo – Kultura, Bd. 3.) ATUT. Wrocław 2008. 194 S. ISBN 978-83-7432-348-2 (24 Zł.)* – Der vorliegende Band befasst sich mit einem bisher vernachlässigten Teil der deutsch-polnischen Beziehungen, nämlich jenem kurzen Zeitabschnitt zwischen Kriegsende und Gründung der beiden deutschen Staaten. Dabei konzentriert sich Jerzy Kochanowski auf das Verhältnis zwischen der unter sowjetischem Einfluss stehenden Volksrepublik Polen (VRP) und der Sowjetischen Besatzungszone Deutschlands (SBZ). Dass die allermeisten Polen nach dem Grauen des Zweiten Weltkriegs den Deutschen gegenüber auf Vergeltung sann, verwundert kaum. Dies machten sich die kommunistischen Machthaber einerseits freilich zu nutze, um das neue Bündnis mit der Sowjetunion als Schutz gegen den Feind im Westen zu legitimieren. Andererseits war es – neben der geografischen Realität – ebenjene Bündnislogik, die sie zwang, zumindest zu dem Teil Deutschlands, das unter sowjetischer Verwaltung stand, nachbarschaftliche Beziehungen aufzubauen. In neun Kapiteln untersucht der Vf. verschiedene Aspekte dieser Beziehungen: die Veränderung der gegenseitigen Wahrnehmung, den Einfluss des neuen Grenzverlaufs entlang der Oder und Neiße, das Zusammenspiel der polnischen Regierung mit der sowjetischen Militäradministration (SMAD) und den sich herausbildenden ostdeutschen Institutionen, die Kontakte zwischen den Regierungsparteien PPR/PZPR und KPD/SED, die Frage von Rückgabe und Reparation, die Handelskontakte, die sog. „Lausitzer Frage“ sowie die Rolle der Polonia in der SBZ und der Deutschen in der VRP. Bezüglich der Grenzfrage etwa stellt K. heraus, dass diese nicht nur in der großen Politik von Bedeutung war, wo auch KPD bzw. SED zumindest bis 1947/48 durch die Infragestellung der Oder-Neiße-Linie bei den Vertriebenen und Flüchtlingen um Sympathien zu werben versuchten. Sie hatte auch – vor allem in den durch die Grenzziehung geteilten Städten – eine ganz praktische Dimension in den deutsch-polnischen Kontakten an der Grenze. Die Infrastruktur dieser Städte war nicht auf eine Teilung hin ausgelegt, so dass die Bewohner auf beiden Seiten des jeweiligen Grenzflusses in den ersten Jahren auf eine Kooperation angewiesen waren, um etwa die Strom-, Gas- und Wasserversorgung zu gewährleisten. Durch die sowjetische Kontrolle über das Gebiet der späteren DDR und den ebenfalls starken sowjetischen Einfluss in der VRP wiederum kam der Sowjetunion und der SMAD eine wichtige und nicht selten entscheidende Rolle in diesen frühen ostdeutsch-volkspolnischen Beziehungen zu. Genau aus diesem Grund konkurrierten PPR/PZPR und KPD/SED, wenn auch hinter der immer stärker ri-

tualisierten Fassade sozialistischer Brüderlichkeit, vor allem um die Gunst Moskaus. Während sich also trotz aller sozialistischer Rhetorik in den offiziellen Beziehungen keine wirkliche Annäherung einstellte, zeigt der Vf., dass dies außerhalb der offiziellen Sphäre durchaus möglich war. Dies liege darin begründet, dass die Beziehung zwischen Deutschen und Polen in diesen ersten vier Jahren nach Kriegsende noch kaum ritualisiert gewesen seien. In vielen Fällen sei eine Verständigung zwischen beiden Seiten möglich gewesen, auch wenn diese oft wackelig und intuitiv gewesen sei. Die direkten Kontakte zwischen Deutschen und Polen hätten dennoch die Möglichkeit in sich getragen, zum Ausgangspunkt einer Annäherung beider Völker nach der grausamen Erfahrung des Krieges zu werden. Die von 1949 bis 1972 geschlossene „Friedensgrenze“ ließ dies jedoch nicht zu.

Leipzig

Stephan Stach

*Paulina Gulińska-Jurgiel: Die Presse des Sozialismus ist schlimmer als der Sozialismus. Europa in der Publizistik der Volksrepublik Polen, der CSSR und der DDR. (Herausforderungen, Bd. 19.) Winkler. Bochum 2010. 328 S., Ill. ISBN 978-3-89911-146-0. (€ 38,50.)* – Die an der Europa-Universität-Viadrina eingereichte Dissertation entstand während der institutionellen Anbindung der Autorin an das Zentrum für Zeithistorische Forschung Potsdam. Ziel ist die „systematische Untersuchung und Beschreibung der Wahrnehmung von ‚Europa‘ im Ostblock“ (S. 16) während der Jahre 1965 bis 1975, um zu klären, „welche Rolle die Konzeptionen von ‚Europa‘ in den jeweiligen Ostblock-Staaten erfüllten“ (S. 17), inwieweit sich „Europa“ und „Nation“ dabei überschneiden, ob sich der Europabegriff im Ostblock im Sinne einer Werte- und Kulturgemeinschaft anwenden lässt und ob „Europa“ im Ostblock als Code für eine bestimmte soziale Ordnung verstanden wurde.

Nach einer umfänglichen methodischen Einführung und längeren Darstellung des KSZE-Prozesses, der den historischen Hintergrund des Untersuchungszeitraumes bildet, behandelt Paulina Gulińska-Jurgiel jeweils unter verschiedenen Fragestellungen die drei sie interessierenden Staaten. Der Schwerpunkt liegt dabei eindeutig auf Polen. Die systematische, auf Artikel über Europa konzentrierte Auswertung der staatssozialistischen Presseorgane *Polityka*, *Tvorba*, *Wochenpost* sowie gesondert noch der katholisch geprägten Krakauer Wochenzeitschrift *Tygodnik Powszechny* bzw. der Satiremagazine *Szpilki*, *Dikobraz* und *Eulenspiegel* liefert eine reiche Materialgrundlage, die noch durch polnische und tschechische Akten sowie die Nutzung des Pressearchivs des Herder-Instituts ergänzt wurde. Dabei gewinnt die Autorin allerdings keine umstürzend neuen oder völlig unerwarteten Erkenntnisse. Vielmehr bestätigt sich das Bild einer in historischen und systembedingten Stereotypen verhafteten, mehr oder weniger gelenkten Berichterstattung, die gleichwohl mitunter Spielräume nutzte, um wider den ideologischen Stachel zu locken. Zugleich belegt die Untersuchung, dass die Auseinandersetzung mit Europa in den 1960er und 1970er Jahren für die kommunistischen Regime im Ostblock eine große Bedeutung besaß. Mitunter erscheinen die behaupteten nationalen Besonderheiten bei der Berichterstattung über Europa allerdings etwas überzeichnet zu sein.

Hilfreiche Ausführungen zur kommunistischen Zensurpolitik, detailreiche Hintergrundinformationen zu den untersuchten Presseorganen, knappe Bemerkungen zu Rolle und Wirkung des im Westen ansässigen, von den USA finanzierten Senders *Radio Free Europe* sowie einige Interviews mit Zeitzeugen machen das Buch für Pressehistoriker der Zeit des Kalten Krieges zu einer wertvollen Lektüre. Der polnischen Abgeordnetengruppe Znak sowie den Europa-Narrativen bei Stefan Kisielewski, an dessen Ausführungen sich auch der Titel der Dissertation anlehnt, widmet die Autorin abschließend besonderes Augenmerk.

Mangels einer größeren Zahl von Karikaturen zum Thema „Europa“ dominieren, zumal bei der Behandlung der polnischen Satirezeitschrift *Szpilki*, diejenigen mit einer „klassischen“ antideutschen Ausrichtung, die bis auf die mittelalterliche Herrschaft des Deutschen Ordens zurückgreift. Ein umfangreicher Fußnotenapparat begleitet das Buch, das mit einem Literatur- und Abkürzungsverzeichnis, Namensregister sowie dem farbigen Abdruck ausgewählter Karikaturen schließt.

Marburg

Jan Lipinsky



*Die Renaissance der Nationalpatrone. Erinnerungskulturen in Ostmitteleuropa im 20./21. Jahrhundert.* Hrsg. von Stefan Samerski in Zusammenarbeit mit Krista Zach. Böhlau. Köln u.a. 2007. VI, 221 S. ISBN 978-3-412-20004-6. (€ 27,90.) – Der Band schließt an zwei wissenschaftliche Trends an, die seit dem politischen Umbruch in Ostmitteleuropa 1989 die Forschung zu dieser Region geprägt haben. Es geht um Erinnerungskulturen und die post-transformatorische Identitätsbildung sowie um die Auslotung der Frage, inwieweit ehemals „religiös determinierte Identitätsträger“ (S. 2) nun zur Konsolidierung sich überwiegend säkular verstehender Gesellschaften in den Dienst genommen werden. Die Beiträge knüpfen an Debatten an, die sich um die mediale Vermittlung geschichtskultureller Phänomene im östlichen Europa drehen und in den letzten Jahren maßgeblich von Forschenden im Umfeld des Geisteswissenschaftlichen Zentrums Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas in Leipzig vorangetrieben wurden. Nach einführenden Überlegungen, die weniger die Region Ostmitteleuropa als solche bestimmen als vielmehr das Konzept „Geschichtsregion“ diskutieren (Stefan Troebst), wird ein breites Panorama an „Nationalpatronen“, das weit über Ostmitteleuropa (nämlich vom nordwestrussischen Novgorod bis zu den Balkanländern) reicht, vorgeführt. Auf die allgemeinen Ausführungen zur Figur des heiligen Landespatrons vor allem aus kirchenrechtlicher Sicht (Hans-Jürgen Becker) wird an Einzelbeispielen die Indienstnahme der Patrone für sehr unterschiedliche politische und gesellschaftliche Bedürfnisse beschrieben. Die Beiträge behandeln profane und säkulare Deutungen Aleksandr Nevskijs in der russischen Geschichte (Frithjof Benjamin Schenk), die zeitgenössischen Bezüge auf Adalbert von Prag, die der Verortung Polens in Europa dienen sollen (Kazimierz Śmigiel), Maria als Landespatronin Polens und deren multimediale Omnipräsenz im gegenwärtigen Polen (Agnieszka Gąsior), Wenzel in seiner Konkurrenz zu Jan Hus (Stefan Samerski), Kyrill und Method in ihrer Wirkungsmächtigkeit für das Geschichtsbewusstsein in der Slowakei (Ewa Kowalská), die Umdeutungen einer Stephan I. dem Heiligen gewidmeten Rockoper in Ungarn (Juliane Brandt), die eher national als konfessionell imprägnierte Figur des Moldaufürsten Stefans des Großen in Rumänien (Krista Zach) sowie die enge Verflechtung religiöser und nationaler Deutungsmuster am Beispiel von Heiligen in Serbien, Bulgarien und Makedonien (Stefan Rohdewald). Die durchweg lesenswerten Beiträge besäßen eine noch größere Anschaulichkeit, wenn zur Untermauerung ihrer Thesen entsprechendes Bildmaterial herangezogen worden wäre.

Siegen

Claudia Kraft